

Deutsche Monatshefte



November/Dezember 1939

Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen, Posen.
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutsche Monatshefte

Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Ostdeutschtums

In Verbindung mit Albert Breyer †-Posen, Dr. Franz
Doubek-Berlin, Alfred Karasek-Wien, D. Alfred Klein-
dienst-Warschau, Dr. Walter Kuhn-Breslau, Dr. Kurt
Lück-Posen, Dr. Ludwig Schneider-Lemberg

herausgegeben von Viktor Kauder und Dr. Alfred Lattermann

Erscheint monatlich in der Stärke von 2—3 Bogen. Doppelhefte sind vorgesehen.
Der Bezug erfolgt durch den Verein Deutscher Buchereien, Rattowitz, Emmastraße 12,
durch die Historische Gesellschaft, Posen, Tiergartenstraße 16 oder durch
den Verlag S. Hirzel in Leipzig und durch jede Buchhandlung zum Preise von
10 RM. jährlich. Einzelheft 1 RM. Anschrift der Schriftleitung: Viktor Kauder,
Rattowitz, Emmastraße 12.

*

Inhaltsverzeichnis / Heft 5/6

Seite

1. Kuhn, W.: Albert Breyer †	157
2. Weidhaas, H.: Die volkschöpferische Kraft der frühen deutschen Reichsidee in Osteuropa	161
3. Klose, A.: Die musikgeschichtlichen Beziehungen zwischen Schlesien und Kraakau im 15. und 16. Jahrhundert	166
4. Wostall, A.: Die Befreiung Jablunkaus	173
5. Wostall, A.: Ostschlesische Träne. Gedicht	174
6. Strzygowski, H.: Von Geburt und Tod in der Ohlisch	175
7. Rech, J.: Der Weg in die Heimat. Erzählung.	186
8. Maas, W.: Bilder aus der Religions- und Volksgegeschichte Westpreußens im 16./17. Jahrhundert	202
9. Reiser, D.: Bild einer ostdeutschen Landschaft. Kalischer Land. 2 Karten	212
10. Berichte: Vom deutschen Buchereiwesen im ehemaligen Polen. (V. Kauder).	221
Buchbesprechungen: Graemer, Deutschtum im Völkerraum (W. Kuhn). . . .	225
Beilage: Der Bücherfreund. Jg. 12, Folge 5/6.	

*

Aufsätze der nächsten Hefte:

- Bathelt, Deutsche Montanunternehmen im Karpathenraum um die Wende des
Mittelalters zur Neuzeit.
Beninger, Zur Vorgeschichte Südböhmisch-Schlesiens.
Kuhn, Der deutsche bäuerliche Grundbesitz in Wolhynien in der Siedlungszeit.
Sappok, Deutsche Gotik und deutsches Barock im ehemaligen Polen.

3g. 309/72.

24. Nov. 1942





Albert Breyer †

Deutsche Monatshefte

Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Ostdeutschturns

Jahrgang 6 (16)

November/Dezember 1939

Heft 5/6

Walter Kuhn

Albert Breyer †

Was wir durch bange Wochen befürchtet haben und doch immer noch nicht glauben wollten, hat sich nun bestätigt: Albert Breyer weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er ist am 11. September 1939 in Warschau seinen Verwundungen erlegen. Mit ihm verlieren die Deutschen Monatshefte in Polen einen ihrer tüchtigsten Mitherausgeber und Mitarbeiter, das Deutschturn Mitelpolens den bahnbrechenden, von rastloser Arbeitskraft und dem verpflichtenden Bewußtsein seiner Aufgabe erfüllten Erforscher seiner Geschichte, seine Familie und seine Freunde einen Menschen von seltener Treue, Selbstlosigkeit und Lauterkeit des Charakters.

Albert Breyer wurde am 2. Januar 1889 in Zyrardów westlich Warschau geboren. Er entstammte dem mittelpolnischen Deutschturn, dem sein Lebenswerk galt. Die Familiengeschichte der Breyers führt im Rahmen des früheren polnischen Staates über drei Jahrhunderte zurück, aus der Zyrardöwer Gegend über das Kalischer Land nach Polen. So haben seine Ahnen, Bauern und Roder, den großen neuzeitlichen deutschen Ostzug selber mitgemacht, dessen Erforscher Breyer wurde. Alle deutschen Stämme, die an diesem Zuge beteiligt waren, westpreußische Niederungen, Pommern, Schlesiern und Schwaben, sind unter seinen Vorfahren und denen seiner Frau vertreten. So wurden ihm die feinsinnigen Beobachtungen über die besonderen kolonisationsfähigkeiten der deutschen Stämme, die eines der reizvollsten Kapitel seiner Forschungen sind, schon durch Erfahrungen aus seinem engeren Lebenskreise an die Hand gegeben.

Der Lebensgang Breyers ist typisch für die Führerschaft des mittelpolnischen Deutschturns. Nach der Volksschule in Zyrardów besuchte er die Handelschule in Lodsch, legte aber dann eine Volksschullehrerprüfung ab und war einige Jahre lang Lehrer und Kantor in bäuerlichen Siedlungen. Er begann also von der Pike auf, mit dem Grundberuf, der in weiten Bereichen des jungen Volksinseld Deutschturns lange der einzige geistige Beruf neben dem des Pfarrers war. Von hier aus hat er sich dann von Stufe zu Stufe höhergearbeitet.

Kurz vor dem Weltkrieg trat er in das Lehrereinstitut in St. Petersburg ein. Nach dessen Beendigung wurde er, nachdem inzwischen der Krieg ausgebrochen war, zum Militärdienst in der Petersburger Kriegsschule herangezogen. Der Ausbruch der russischen Revolution und die Auflösung der Kriegsschule ersparte es ihm damals, gegen sein eigenes Volk kämpfen zu müssen. Er kehrte nach dem von Deutschland besetzten Kongresspolen zurück, nahm die Verbindung mit den dortigen Deutschturnsführern, namentlich mit Adolf Eichler auf, und beteiligte sich an der Begründung des deutschen Landesschulverbandes und der Erneuerung der Lodscher deutschen Presse. Bis 1919 war er Lehrer an der deutschen Volksschule in Brzeziny, dann an dem von den deutschen Besatzungsbehörden gegründeten deutschen Gymnasium in Jezierz, nach dessen Auflösung 1926 am sechsklassigen deutschen Gymnasium in Compolino, im Kreise

Kolo. Durch immer neue Zusatzprüfungen mußte er sich das Unterrichtsrecht an der höheren Schule sichern. Als auch das Sompolnoer Gymnasium 1934 den Maßnahmen der polnischen Behörden zum Opfer fiel und an seine Stelle eine siebenklassige, private, deutsche Volksschule trat — die einzige in Mittelpolen außerhalb Lodsch — wurde Breyer Schulleiter.

Schon in Jgierz hatte er im deutschen Abwehrkampfe, vor allem gegen die polonisierende Tätigkeit des Warschauer ev. Bischofs Bursche, seinen Mann gestanden, war Mitbegründer des „Deutschen Volksverbandes“, der politischen Deutschumsorganisation in Mittelpolen, und zeitweise Herausgeber des Blattes „Volksfreund“ geworden. Vorübergehend wurde ihm dafür die Unterrichtserlaubnis entzogen. Als in den Jahren 1936/37 der Kampf um das neue, die völlige Polonisierung der evangelischen Kirche Mittelpolens bezweckende Kirchengesetz Bursches entbrannte und der volksverräterische Pastor von Sompolno auf Bursches Seite trat, wurde Breyer die Seele des Widerstandes gegen das Gesetz. Darum wurde ihm 1937 das Loyalitätszeugnis und die Unterrichtserlaubnis entzogen, nach einjährigem, vergeblichem Kampfe um seine Wiedereinsetzung ging er im Herbst 1938 nach Posen an die Deutsche Bücherei.

So stark der politische Einsatz Breyers war, seine entscheidenden Leistungen liegen doch auf dem Gebiete der Wissenschaft; die enge Verbindung der beiden Betätigungen ist abermals ein auslandsdeutscher Charakterzug. Auch hier hat Breyer von kleinen Anfängen her begonnen, mit der Erforschung der deutschen Zünfte in Jgierz und Aufsätzen in deutschen Zeitungen und Kalendern Mittelpolens. Erst die ruhigen Jahre in Sompolno, vor allem nach der Genesung von einer schweren Krankheit Ende 1929, ließen in ihm das Bewußtsein reifen, daß die Erforschung der Geschichte des heutigen Deutschums in Mittelpolen, die bis dahin so gut wie unbekannt war, seine Lebensaufgabe sei. Schon von seinem früheren Lebenswege her kannte Breyer die wichtigsten Gruppen des Deutschums. Nun aber begannen unermüdliche Wanderungen in alle Teile des Landes, die seine Schulferien fast restlos ausfüllten. „Es war ein uneingeschränktes Erlebnis“, so schreibt er von einer der ersten Wanderungen in den Sommerferien 1929 in das Kalischer Land, „es ist dort für uns tatsächlich Neuland, kein Mensch hat jemals auch nur ein Wort darüber verloren, und es wohnen dort beinahe geschlossen an 10 000 Deutsche“. In den Ferien 1931 z. B. machte er Wanderungen in die weit auseinander liegenden Deutschumsgruppen um Belchatów, Alexander, Jduńska Wola, Königsbach, Warschau, Chodecz und Przedecz, im folgenden Jahre legte er nicht weniger 2 300 km zurück. Von jeder Fahrt brachte er reiche Ausbeute aus den Kirchen- und Gemeindearchiven heim, allmählich erwuchs ihm ein geschlossenes und sicheres Bild der Deutschumsgeschichte. Zuletzt erst, seit 1933 arbeitete er auch in den zentralen Warschauer Archiven, dem evangelischen Konsistorialarchiv, dem Staatsarchiv und dem Archivum akt dawnych.

Dieser Arbeitsgang entspricht der Eigenart des mittelpolnischen Deutschums, das nicht durch eine geschlossene größere Kolonisation, sondern in jahrhundertlangem stillem Wachstum durch die Tätigkeit von vielen kleinen Grundherren oder aus der eigenen Initiative der Siedler, entstanden ist, und dessen Geschichtsquellen daher an unendlich vielen Stellen über das ganze Land hin verzettelt sind. Damit ist aber auch gesagt, daß nur ein landeskundiger, einheimischer, ein wanderfroher und ein von zähestem Fleiß und unermüdlicher Liebe zu seinem Volkstum beseelter Mann sich an eine solche Forschungsaufgabe wagen konnte.

In diese Zeit fällt auch der Beginn unserer Zusammenarbeit. Noch erinnere ich mich lebendig des Eindrucks, den ich hatte, als ich im Sommer 1928 nach einer Wanderung durch die armen deutschen Dörfer Kujawiens in dem

dürftigen Städtchen Sompolno ankam und in die kleinen niedrigen Lehrerbücher des deutschen Gymnasiums eintrat, in denen Breyer und sein Mitarbeiter Robert Klatt, der Sammler deutscher Lieder und Sagen in Mittelpolen, wohnten. Im Arbeitszimmer Breyers hingen Siedlungskarten an den Wänden, die Schränke bargen das fast vollständige Schrifttum zur Deutschtumsgeschichte Mittelpolens, mit größter Beharrlichkeit und Fingigkeit zusammengebracht, der kleine Raum, inmitten einer polnisch-jüdischen Stadt und einer vorwiegend polnischen Landschaft, war gleichsam die wissenschaftliche Herzkammer des mittelpolnischen Deutschturns. An diesen ersten Besuch schloß sich eine Reihe weiterer, aus der ersten Fühlungnahme wuchs bald Freundschaft und eine enge Arbeitskameradschaft, die beide Teile förderte und anspornte.

Je mehr Breyer sich in den Stoff hineinarbeitete, umso mehr klärten sich ihm aus der Annenge von Einzeltatsachen die großen durchgehenden Entwicklungslinien. Als Geograph erkannte er die innigen Beziehungen zwischen geologischer Vergangenheit, Bodenart und deutscher Kolonisation: den Deutschen verblieben einerseits die geringen, von den Polen verschmähten Sandböden, andererseits die schwer zugänglichen, nur durch die überlegene deutsche Technik erschließbaren Stromniederungen. Die landschaftliche Einteilung der deutschen Siedlungen Mittelpolens in natürliche Gaue, die Breyer auf Grund dieser Zusammenhänge aufstellte, wird dauernde Gültigkeit bewahren, sie ist sogar der politischen Gliederung des Deutschturns zugrundegelegt worden. Bei diesen Forschungen erkannte Breyer, wie stark die besonderen kolonisationsfähigkeiten und damit die geographische Verbreitung der Deutschen von ihrer Stammesart und Herkunft abhängig sind. Immer stärkeres Gewicht legte er auf die Herkunftsforschung, als deren Hilfsmittel er neben den spärlichen unmittelbaren geschichtlichen Angaben die Eintragungen in den Kirchenbüchern, mundartliche und volkskundliche Merkmale, Siedlungs- und Hausformen, wirtschaftliche und Rechtsformen, die Art der ursprünglich verwendeten Gesangbücher usw. heranzog. Immer deutlicher wurde das wuchtige Bild, wie die ostdeutschen Grenzstämmen in parallelen Zügen, in langen Ketten von Tochter-siedlungen durch Jahrhunderte hindurch nebeneinander nach Polen hinein siedelten, jeder mit seinen altvertrauten wirtschaftlichen-, Rechts- und Siedlungsformen.

Diese Erkenntnisse legte Breyer in einer Fülle von zunächst kleineren, aber inhaltsreichen und wertvollen Arbeiten nieder. In der am 1. Mai 1930 abgeschlossenen Bibliographie „Das Schrifttum über das Deutschturn im ehemaligen Kongreßpolen“ (Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 1930) gab er zunächst Rechenschaft über das bereits Vorhandene. In dem Aufsatz „Die Herkunft der deutschen Landbevölkerung auf der kujawischen Seenplatte“ legte er die Methode seiner Herkunftsforschung dar. Er erschien 1934 im zweiten Hefte der „Deutschen Monatshefte in Polen“, an denen Breyer als Mitherausgeber intensiv mitgearbeitet hat. Ebendort steht 1935 der auch als selbständige Schrift herausgekommene Grundriß „Deutsche Gaue in Mittelpolen“, bis heute die maßgebliche Darstellung der deutschen Einwanderungsgeschichte. Die nun in Angriff genommene ausführliche Bearbeitung der deutschen Kolonisation wuchs stofflich durch die unermüdlichen Forschungsreisen Breyers schnell so stark an, daß wiederholt Unterteilungen des Stoffes nötig wurden. Ein kleineres Teilgebiet, die „Brücher“ an der Warthe, fand seine Darstellung im Jahrgang 1938 der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift“. Die intensive und eingehende Darstellung der Deutschen im Gostyniner Lande wurde, weit gediehen, immer wieder durch andere dringende Arbeiten unterbrochen. Eine „Karte der deutschen Siedlungen in Mittelpolen“ 1 : 500 000, 1938 in den „Deutschen Monatsheften“ erschienen, gab zum ersten Male eine genaue ortsweise Darstellung dieses bis dahin im Mutterlande noch viel zu wenig bekannten Deutschturnsgebietes. Sie

hat darum auch starke politische Wirkung gehabt und kam gerade zurecht, um in den Tagen der Entscheidung als Wegweiser zu dienen. Nur wer sich mit ähnlichen Aufgaben schon befaßt hat, kann ermessen, welche unendliche, peinlich getreue Arbeitsleistung in dieser Karte steckt, die außer den Tausenden noch bestehenden, oft winzigen deutschen Siedlungen auch einen großen Teil der untergegangenen und die stammliche Zugehörigkeit darstellt; Breyer war der einzige, der ein solches Werk schaffen konnte. Die Darstellung der deutschen Siedlungsgeschichte, des Kirchen- und Schulwesens in Mittelpolen für das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ liegt zum Drucke bereit. In den letzten Jahren hat Breyer in Wiederaufnahme seiner ersten Arbeit in Gierz sich erneut der Einwanderung der deutschen Tuchmacher und Weber vom 16. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, zugewandt. Ein Buch darüber ist fast vollendet und ausgedruckt, es muß nun ohne den Schlußabschnitt erscheinen, als letzte Gabe Breyers.

Neben den genannten Arbeiten erschienen zahlreiche Aufsätze in den „Deutschen Monatsheften in Polen“, in der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen“, dem Lodzser Volksfreundkalender, dem Posener „Landwirtschaftlichen Kalender“, dem Warschauer Kalender „Hausfreund“, sowie in Zeitungen. Für das Werk „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ von Kurt Lück (1934) hat Breyer einen langen Abschnitt über die Textilindustrie beigezeichnet. In der Reihe „Unsere Heimat“ (Posen) erschien 1938 die Geschichte des ihm zur neuen Heimat gewordenen Sompolnoer Deutschtums („Zur Geschichte von Sompolno und Umgebung“).

Ueber die Deutschtumsforschung hinaus hat Breyer auch zu allgemeinen geographischen Fragen seines Gebietes Stellung genommen und als Deutscher Aufgaben gelöst, die in Mittelpolen zunächst Aufgabe der polnischen Forschung gewesen wären. Er lotete die kujawischen Seen aus, spürte den vorgeschichtlichen Siedlungen des Gebietes nach und erforschte seine Pflanzen („Zur Pflanzenwelt von Sompolno, Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen 1938).

Breyers Forschungen haben dem 350 000 Seelen starken Deutschtum Mittelpolens, das bis dahin ohne richtiges geschichtliches Selbstbewußtsein dahingelebt hatte, zur Erkenntnis seiner Eigenart, Leistung und Aufgabe verholfen. Sie haben damit der Erneuerung den Weg geebnet und so unmittelbar volkspolitisch gewirkt. Fast noch größer aber ist ihre Bedeutung für die gesamtdeutsche Forschung. Von dem großen neuzeitlichen Ostzug waren bis dahin nur Bruchstücke bekannt, vor allem das Posener Zwischenglied und, ganz flüchtig, die Wachstumspitze in Wolhynien. Erst als Breyer das entscheidende Mittelstück einfügte, schloß sich das Bild des gewaltigen Siedlungsstromes, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts an der nordöstlichen deutschen Volksgrenze einsetzte und durch dreieinhalb Jahrhunderte stetig ostwärts ging bis zum Dnjepr. Erst jetzt wurde die völlige Eigenart dieses rein aus den Kräften des deutschen Volkstums quellenden Wanderzuges, gegenüber den gleichzeitigen und späteren staatlichen Kolonisationen der Hohenzollern und der Habsburger, kenntlich. Andererseits zeigte sich, daß er von allen neuzeitlichen Siedlungsbewegungen die stärkste Formenübereinstimmung mit der mittelalterlichen deutschen Ostwanderung aufweist und so deren inneres Gefüge aus der lebendigen Anschauung gegenwärtiger verstehen lehren kann. Die wissenschaftlichen Möglichkeiten, die sich hier bieten, sind noch lange nicht voll ausgewertet.

Im letzten Jahre hat Breyer einen ähnlichen Ostzug durch Polen, wie bei den deutschen Bauern und Tuchmachern auch für die ihnen als Wegbereiter vorausgehenden deutschen Glasmacher, Aschenbrenner und Waldarbeiter entdeckt, und damit ein völlig neues Kapitel der ostdeutschen Volksgeschichte angeknüpft.

Zu einer geschlossenen Darstellung ist er nicht mehr gekommen. Ebenso blieben seine grundsätzlich wichtigen Feststellungen über die Zusammenhänge zwischen der Herkunft der Geistlichen und der Polonisierung der evangelischen Kirche in Mittelpolen unbearbeitet.

1957 fand die wissenschaftliche und die Volkstumsarbeit Breyers eine Anerkennung durch die Verleihung der Silberplakette des deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart.

Mitten in seine friedliche Arbeit brach die endgültige Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Polen herein. Durch seine Tätigkeit in Sompolno war er den Polen als bewußter Deutscher bekannt. Als er, trotzdem er über 50 Jahre alt war, als Leutnant zum polnischen Heer einberufen wurde, wagte er, um seine Familie nicht zu gefährden, sich dem nicht zu entziehen. Am Tage nach seiner Einrückung suchte ihn die polnische Polizei, um ihn gleich den anderen Deutschstumsführern Posens nach dem Osten zu verschleppen; auch sein Sohn Richard mußte diesen Leidensweg gehen, von dem so viele nicht mehr zurückkehrten.

So zwang das tragische Schicksal den Auslandsdeutschen Breyer, gegen sein eigenes Volk, dem sein ganzes Leben und seine ganze Arbeit geweiht war, in den Kampf zu ziehen. Er hat es wohl gewußt, was ihm bestimmt war. Sein letzter Wunsch war, wenn es keine Rückkehr gebe, dann nicht von polnischer Mörderhand, wie so viele seiner Volksgenossen, sondern durch eine ehrliche deutsche Kugel den Tod zu finden.

Dieser letzte Wunsch ist ihm erfüllt worden. Wahrscheinlich am 8. September wurde er auf dem Rückzug nach Osten von einer deutschen Fliegerbombe so schwer verletzt, daß er am 11. September vormittags im Heiligen-Geist-Krankenhaus in Warschau seiner Verwundung erlag. Vielleicht hätte er bei sorgfamer Pflege gerettet werden können. Er wurde mit etwa 17 anderen in einem Massengrabe auf dem katholischen Friedhof in dem Warschauer Fort Powązki beerdigt.

Breyers Werk ist unvollendet zurückgeblieben. Zahlreiche Hefte bergen die Notizen von seinen Forschungsfahrten, von denen nur ein Teil in seinen bisherigen Arbeiten benützt ist. Unersehbare Werte bedeuten vor allem die Auszüge aus den Warschauer Archiven, da diese bei der Belagerung zum großen Teile vernichtet wurden. Dieser reiche Stoff soll seiner Verwertung zugeführt werden. Daß wir sein Werk weiterführen, ist eine selbstverständliche Pflicht, die wir dem Andenken Breyers schulden.

Hermann Weidhaas

Die volksschöpferische Kraft der frühen deutschen Reichsidee in Osteuropa.

Die baugeschichtliche Forschung verwendet ein nur selten versagendes Mittel, um die Grenzen von Frühgeschichte und eigentlicher Geschichte zu erkennen, das ist die Erkundung des ersten Auftretens eindeutig monumentaler Baukunst. Solche Architektur ist in der Regel weder an dem Format noch an einer normativ faßbaren Gestalt ihrer Denkmäler zu bestimmen. Es gibt Bauten, die sehr breitspurig und anspruchsvoll auftreten und doch nichts von der transzendentalen Verantwortlichkeit vor der Geschichte, d. h. also vor allem vor der Zukunft spüren lassen, wie wir sie für das wesentliche Merkmal der

monumentalen Baukunst halten, Bauten, die trotz aller Größe und „Kunst“ wie eine für ein flüchtiges Bedürfnis hingestellte Filmkulisse wirken. Eben daß sie aus dem Gedanken an das Kommende, in der Absicht, noch ferne Generationen an die Erbauer zu erinnern, zu mahnen und, wo es not tut, mit einem stolzen Gedächtnis zu trösten und wieder aufzurichten, daß sie aus einer Gegenwart und Zukunft umspannenden Verantwortung entstehen, das macht Bauten monumental. Meistens wird die Zeit, die erstmalig daran geht, monumental zu bauen, sich ganz absichtlich von den bisherigen Baustoffen und Techniken abwenden und sich mit dauerhafteren bekannt machen.

Wo das geschieht, da kann man auf eine Generation von Erbauern schließen, die angefangen hat geschichtlich zu denken, deren Staat nicht irgend eine zufällige Gruppierung für den Augenblick darstellt, sondern eine politische Gemeinschaft mit einem in weite Zukunft gerichteten Willen bildet. Und wenn sich in einem solchen Staate nach und nach ein einheitliches Volk gebildet hat, da darf von dem Anfang einer Volkwerdung gesprochen werden, den die erste monumentale Baukunst bezeugt. Beide Bedingungen — erste monumentale Architektur und allmähliches Werden von Völkern — treten seit dem 9. und 10. Jahrhundert bei den späteren Tschechen und Polen auf und fehlen in lehrreicher Polarität bei den ostdeutschen Westslawen, die aus der Geschichte und schließlich auch aus der Sprachensstatistik wieder so gut wie verschwunden sind. Wir fragen uns, wie diese ersten Anfänge der Volkwerdung vor sich gegangen und wodurch sie angeregt worden sind. Es kann sich nur um eine archaische Volkwerdung gehandelt haben, die denn auch literarisch in keiner Weise registriert ist, und sie kann nicht gedacht werden ohne die Einflüsse der großen geschichtlichen Bewegungen im Deutschen Reiche. Diese archaische Volkwerdung war eine Funktion der ideologischen Kraft, die von den geistesgeschichtlichen Bedingungen und Inhalten des karolingischen und ottonischen Reiches als eine geschichtliche und schöpferische Wirklichkeit auf das benachbarte Osteuropa ausstrahlte. Mehr als ein politisches Programm, nämlich eine aus dem Ideologischen auf das ganze Willen und Handeln der Geister übergreifende Wirklichkeit, hat die Reichsidee die Nachbarn des Reiches nicht unbewegt lassen können.

Ich habe diese These ausführlicher in den Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas (III 481—532) behandelt und wollte damit zu einem Versuch anregen, über die spärlichen bisher verwandten Quellen hinaus durch Erschließung von geistes- und völkergeschichtlichen Kräften aus baugeschichtlichen Tatbeständen das undeutliche Bild ein wenig aufzuklären, das wir von jenen früheren Jahrhunderten osteuropäischer Geschichte haben. Ein schlüssiger Beweis war in einem solchen Verfahren nicht möglich. Wo er etwa Fehler mit sich bringt, möge bedacht sein, daß der Weg zum Fortschritt durch den Irrtum führt. Er hat umso mehr Wahrscheinlichkeit, je besser das Bild, das sich so ergibt, dem in Richtung und Hauptlinien entspricht, das aus den bisher benutzten und beinahe schon erschöpften Quellen ersichtlich ist. Andere, nämlich weitere Ergebnisse zu bringen und darunter solche, die in diesen Quellen nicht belegt sind, ist gerade das Ziel dieses Verfahrens.

Die slawischen Stämme sind von der Reichsidee nicht als Einheit getroffen worden. Südrußland wurde von den Boten des anderen Imperiums, des oströmischen, eher erreicht als von den Ausläufern des deutschen, die Slawen Ostdeutschlands befanden sich noch in den unruhigen Bewegungen, die sich aus ihren soeben gezwungenermaßen und wider eigenes Erwarten beendigten Westwanderungen ergaben, die Slawen Polens und der böhmisch-mährischen Gebiete waren zwar schon sesshaft, aber ihre geographische und geschichtliche Lage gegenüber dem Reiche war eine verschiedene, und so mußte auch ihre Antwort auf die erste existentielle Frage, die ihnen in der Begegnung mit der Reichsidee gestellt wurde,

unterschiedlich ausfallen. Die späteren Slowaken entziehen sich dieser Betrachtung. Ehe für sie das Reich eine fruchtbare Geltung erlangen konnte, versielen sie in die madsjarische Bedrängnis.

Wir schließen aus einer ersten monumentalen Baukunst bei den Westslawen auf die mehr oder minder bewußt gewordene Wirksamkeit einer großen, im Reiche lebendigen Idee.

Träger der Reichsidee waren die Deutschen, und allen Westslawen ist das Schicksal gemeinsam, daß sie schon in frühgeschichtlicher Zeit eine innige Berührung mit dem Germanentum erleben konnten. In Jahrhunderten, wo von einer eigenständigen geschichtlichen Rolle der Slawen noch keine Rede sein konnte, vermochte die kriegerische Kraft der Ostgermanen bereits das Dasein des römischen oder mindestens des oströmischen Reiches in Frage zu stellen, wurden sie der spätgriechischen Kultur Tauriens teilhaftig, beherrschten den Handelsweg von der Ostsee zum Schwarzen Meer, konnten (im Jahre 325) einen Bischof zum Konzil von Nicäa senden, und ein Teil von ihnen besaß im vierten Jahrhundert bereits die Wulfslabibel. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Slawen von diesen Germanen viel gelernt haben. Als aber die Germanen in der Völkerwanderung ihre östlichen Sitze mehr oder minder aufgaben, überließen sie den Slawen nicht nur einen erweiterten Lebensraum. Die Slawen hatten vielmehr auch genug von der germanischen Kultur profitiert, um sich in diesem Lebensraum einrichten zu können, ihn auszubauen und zu erweitern. Man hat es immer wieder für unvorstellbar erklärt, daß die als Urstämme der Slawen angenommenen Wald- und Sumpfsgebiete am Bug, Pripet und Dnjepr die Menschenmassen beheimaten und ernähren konnten, die das spätere slawische Land, ein Drittel unseres Erdteiles, bevölkerten. Aber gerade die Kümmerlichkeit jenes Ausgangsgebietes erklärt diese Ausdehnung im Vereine mit der bekannten biologischen Kraft der Slawen am besten. Was für die Wanderungsgeschichte der gemäßigten Zone Sumpf und Wald bedeuten, dem entspricht in der heißen die Wüste. Die größten geschichtlichen Bewegungen des Alten Orientes bis hin zur Zeit des frühen Islams sind durch die Völkerstöße hervorgerufen worden, die aus der unfruchtbaren, aber klimatisch nicht ungesunden arabischen Wüste über die satten Länder herzubrachten. Die Wüste im Süden und im Norden der Wald sind die Schauplätze heroischer Sagen. Aus diesem Vergleich heraus wird es also durchaus wahrscheinlich, daß die ohnehin wohlbegründeten Hypothesen einer unvoreingenommenen Forschung über die Urheimat der Slawen ihre Richtigkeit haben.

Solange die Germanen in Osteuropa maßgebend waren, mag sich der Bevölkerungsüberschuß des urslawischen Gebietes in der Form der Unterwanderung neue Lebensmöglichkeiten gesucht haben. Dieser Weg ist von den Slawen bekanntlich auch später, vor allem unter awarischer Herrschaft, gewählt worden. Es war in jedem Falle eine mehr sozial als staatspolitisch gestaltete Lebensgemeinschaft, welche die Slawen mit den Germanen vereinigte. Diese waren demnach wohl nicht nur Lehrmeister, sondern auch Herren. Ein solches Verhältnis konnte, wenn es Jahrhunderte hindurch dauerte, nicht ohne anhaltende Folgen für die geistige Verfassung der Slawen bleiben. Wir wissen ja auch, daß sie sich selbst dort, wo gar keine Nötigung vorlag, der germanischen Führung anvertrauten, daß sie auch nach der Völkerwanderung das germanische Element aufsuchten und, wo sie es antrafen, sich ihm anschlossen. So wiederholte sich in der Begegnung mit den Deutschen nur ein Vorgang, der bereits Gewohnheit und Gesetz der slawischen Geschichte gewesen war.

Aber diesmal geschah doch noch mehr als eine der üblichen Unterordnungen. Die Deutschen waren Träger einer großen Idee. Darum ging es nicht mehr um bloße Unterweisung, politische Führung und Organisation, ja, wir dürfen annehmen, daß hierfür die Germanen den Slawen schon entbehrlicher als vordem geworden waren. Manchen Kampf mit nichtslawischen Nomaden, die

ins östliche Mitteleuropa hineinstürmten, haben die Slawen ohne unmittelbare germanische Anleitung überstanden. Die Beziehungen der Slawen zu den Germanen wandelten nunmehr ihren bisher mehr zivilisationsgeschichtlichen Charakter zu einem geistesgeschichtlichen, der allerdings durch die vorangegangene Entwicklung wohl vorbereitet worden war. Eine Idee übte ihre Wirkung aus, eine Idee nicht als Muster, als normatives Ideal irgendwelcher Verhältnisse, sondern als eine von Gott gesetzte Wirklichkeit, als geschichtliche Aufgabe und Hoffnung. „Idee bedeutet niemals ein ruhendes Sein sondern . . . einen Wert, der über den Feldern der Wirklichkeit geschaut wird.“ Dieses von Fichteschem Geiste erfüllte Wort ist — von F. Jodl — vielleicht nicht zufällig in Prag ausgesprochen worden. Idee in solchem Sinne war das neue Element der slawischen Geschichte. Ihre Bejahung oder Verneinung entschied über das fernere Schicksal der Slawen.

Zwei Gruppen der Slawen haben die Idee bejaht. Sie sind auf diesem Wege zu Völkern geworden: die Polen und die Tschechen. Indem sie sich mit der Reichsidee auseinandersetzten, haben sie etwas anderes schaffen können als es Staatsgründungen, wie etwa die des Samo oder Derwan waren, die auch unter germanischem Vorzeichen entstanden waren. Diese waren nur einer augenblicklichen Lage entsprungen. Völker sind aus ihnen nicht hervorgegangen. Nun aber gab es für die Polen und Tschechen über staatliche und kriegerische Ordnung hinausgehend, als Kristallisationspunkte der ersten Volkwerdung Faktoren geistiger Art: eine als nationales Gut empfundene Sprache und eine monumentale Kunst in völlig neuen Techniken wie Steinbau, Steinbildhauerei und Miniatur. Das Entscheidende war, daß der Reichsidee das als Substanz entnommen wurde, was sie anderen mitzuteilen vermochte, die christliche Religion, eine herzogliche Herrschaft, die sich für diese Religion verantwortlich wußte, eine aus ihr hergeleitete innere Rechts- und Städteordnung und ein missionarischer Wille. Mit dieser christlichen Ausrichtung war eine ganz neue Daseinsweise gegeben. Aus Stämmen wurden zu einem dauernden Dasein bestimmte Völker.

Das Natürliche war, an dem Segen der Reichsidee innerhalb des Reiches selbst teilzuhaben. Diesen Weg haben die Tschechen beschritten. Daß sie es nicht folgerichtig getan haben, bestätigt nur, daß ihr Bekenntnis zur Reichsidee ein freies war, kein automatisches. Wäre es anders gewesen, dann hätte sie ihnen nichts bedeuten können.

Die Polen konnten einen anderen Weg versuchen. Anders als die Tschechen gingen sie daran, die Idee auf ihrem Boden zu wiederholen. Das geschichtlich Gewordene läßt sich aber nicht als Programm durch einen Willensakt imitieren. So ist es nur bei einem Widerschein der Idee geblieben, der aus Polen nie ein Imperium machen konnte. Aber auch in dieser Form ist noch Substanz genug geblieben, um die polnische Volkwerdung zu ermöglichen. Auch hier hat es kaum einmal reine Verwirklichung gegeben. Immer wieder haben die Eigengesetzlichkeit der Stammesgeschichte, rohe Machtpolitik und unbefonnener Landhunger, das ideologische Element verdunkelt, welches das aufbauende in der polnischen Geschichte gewesen ist. Das Streben nach einem Groß-Westslawischen Staate der Polen und Tschechen, das im wesentlichen von der polnischen Seite gepflegt wurde, mag man noch als ein Stück des nachgeahmten christlichen Imperialismus verstehen. Die Vorstöße nach Südosten aber, die so viel Kraft gekostet haben und die in der piastischen Zeit dennoch schließlich erfolglos blieben, hatten keinerlei ideologische Begründung, ganz zu schweigen von den Bündnissen mit heidnischen Nachbarn.

Ebenso wie die späteren Tschechen waren die Slawen Ostdeutschlands zu einer tätigen Teilnahme an einem geschichtlichen Handeln im Sinne der Reichsidee aufgerufen. Wir wissen nicht mehr, warum ihre Antwort verneinend ausgefallen ist. Als einen der Gründe können wir nur die Unruhe vermuten, in die

sie versallen mußten, als sich vor ihnen das jähe Hindernis des karolingischen Reiches aufrichtete, ehe sie eine Möglichkeit gefunden oder bedacht hatten, ihre Westwanderung in geordneter Form zu beenden. Im Gegensatz zu den späteren Tschechen standen ihnen keine schützenden Gebirge und Wälder zur Verfügung, hinter denen sich wie in Mähren zu Zeiten der Schwäche des fränkischen Reiches ein slawischer Staat entwickeln konnte. Die geschlossene Stauung der wandernden Massen hat Widersprüche in der Geschichte der ostdeutschen Slawen begründet, die sich vermehren mußten, als sie hinter sich einen Staat aufwachsen sahen, der aus den gleichen Kräften lebte wie das Reich, das als unüberwindliches Hindernis vor ihnen lag. Einmal unterstellen sie sich deutscher Führung wie zur Zeit Karls des Großen, und schon Pippins, dann wieder, 955 und 1002, verbünden sie sich mit dem Reiche, aber noch häufiger erheben sie sich in einem verworrenen Freiheitsdrange, dem nichts von einem ideologischen Willen innewohnt, gegen das Reich, suchen den Anschluß, den sie sich bei den Deutschen verschmerzen, bei den Dänen, aber niemals geschieht dergleichen als eine einheitliche Handlung, immer gibt es solche, die nicht mittun, und immer mehr werden die Slawen an Elbe und Oder Objekte der Politik, sei es der deutschen, der polnischen oder der dänischen. Der übermächtigen Idee des Reiches stellen sie fragwürdige Doktrinen entgegen, deren Wesen wir freilich nur zweifelnd erschließen können. Aus der Verneinung der Idee folgt mit Notwendigkeit der Untergang jener Slawen. Sie werden niemals Volk und gehen in dem Volke auf, das die Idee trägt, die sie abgelehnt haben.

Die Reichsidee verkümmerte, aber das Gesetz, das das alte germanisch-slawische Verhältnis auf einer geistigen Ebene fortsetzte, blieb bestehen. Unterstützt von der deutschen Ostsiedlung hat die geistige Kraft des christlichen Deutschlands nicht aufgehört, sich dem Osten mitzuteilen. Die Kunstgeschichte liefert dafür wohl die augenfälligsten Beispiele. Man sollte dabei nicht an die berühmten Spitzenleistungen deutscher Kunst in Polen denken, etwa den Krakauer Emeramskodex oder den Marienaltar des Veit Stof. Dergleichen ist von Deutschen für Deutsche oder für eine weltbürgerlich gebildete Oberschicht gearbeitet. Es hätte nur den Wert eines Importes, wenn es nicht tausend geringere, volkstümliche Werke gäbe, die beweisen, daß das ganze slawische Volk der großen ideologischen Anregung zugänglich gewesen ist. Name und Herkunft der Meister bleibt meist in Dunkel gehüllt. In dem hier betrachteten Zusammenhang sei die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß jene Kunstwerke, von wem auch immer sie geschaffen waren, fern von den großen Kulturmittelpunkten nicht hätten entstehen können, wenn nicht überall die gleichen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen bestanden hätten. Gerade an provinziellen Denkmälern ist etwas von jener Freiheit zu spüren, in der allein Ideen lebensfähig sind. Erinnern wir uns z. B. an die nicht seltenen Dorfkirchen der frühen Gotik in Masowien wie etwa Czernice Borowe oder Rokik. Ihre Abhängigkeit von der gleichzeitigen Baukunst Preußens ist klar. Aber darüber hinaus wird es deutlich, daß die Meister — gewiß waren es schlichte ländliche Bauhandwerker — die Ideenwelt der Gotik begriffen hatten und nicht darauf angewiesen waren, ein unverstandenes Muster ängstlich zu kopieren. Der deutsche Einfluß war kein politisches Übergewicht, sonst hätte sich Polen nicht im Gegensatz zum Reiche entwickeln können, er war auch keine bloße Unterweisung im technischen Fortschritt, sondern eine wirkliche Beteiligung an den im Reiche erwachten Geistesmächten des Christentums der romanischen und gotischen Zeit. Das trifft noch mehr für Böhmen und Mähren zu. Glaubt man noch slawische Züge an dem einen oder anderen Werke der Plastik oder eher noch Malerei in Polen erkennen zu können (z. B. dem Olszuffer Altar oder der gemalten Himmelfahrt Mariens im Zisterzienserkloster Wartha), so ist das in der Malerei und Bildnerei Böhmens und Mährens auf eine exakte Weise unmöglich und in der Baukunst sehr problematisch.

Schwieriger wird es, diese ideengeschichtliche Linie über das Mittelalter hinaus fortzusetzen. Immerhin läßt sich eine gewisse Gemeinsamkeit des geistesgeschichtlichen Schicksals des Reiches und seiner östlichen Nachbarländer ohne weiteres wahrnehmen. Um sie aber schärfer zu erfassen, bedarf es neuer Wege und Voraussetzungen, die zu schaffen eine künftige Aufgabe ist.

Die slawischen Völker und Stämme, von denen hier die Rede war, werden unter dem praktischen geographischen Sammelnamen „Westslawen“ zusammengefaßt. Das Wort ist philologisch nicht ohne Begründung. Rassenkundlich und aus der Vorgeschichte und der späteren Geschichte heraus ist es aber nicht genügend gerechtfertigt. Hingegen haben die Westslawen eine ideengeschichtliche Beziehung zum christlichen Reiche der Deutschen gemeinsam. Es hat sie aus überschüssiger Kraft heraus als Völker gezeugt, indem es ihrer Geschichte einen ideologischen Sinn verlieh, es hat sie mit verwandtem Geiste ausgestattet sich selbst entgegengesetzt, aber es ist ihnen niemals entbehrlich gewesen.

Alfred Klose

Die musikgeschichtlichen Beziehungen zwischen Schlesien und Krakau im 15. und 16. Jahrhundert*).

Neuere Forschungen haben auf fast allen Gebieten die großen deutschen Kulturströme gekennzeichnet, die sich von Schlesien her in das benachbarte Polen ergossen. Genannt seien nur die Untersuchungen von Hans Hekel, Kurt Lüd und auf dem Gebiete der Kunstgeschichte die Arbeiten von Dagobert Frey. Für die Musikgeschichtsforschung ist eine solche Darstellung noch nicht vorhanden, obwohl die Beantwortung der Frage nach den Beziehungen Schlesiens zur Musik der slawischen Nachbarn als besonders vordringlich und wichtig für die schlesische Musikforschung bezeichnet wurde. (Prof. A. Schmitz in seinem richtungsgebenden Aufsatz: Stand und Aufgabe schlesischer Musikforschung.)

Hier soll nun versucht werden, zu dieser Frage und Aufgabe einige Ausführungen zu machen und soweit angängig das Material zusammenzufassen, das sich aus einer größeren Arbeit über die deutschen Musikeinflüsse in Polen darbietet.

Wenn man ganz allgemein die Kunstentwicklung in Polen in großen Zügen überschaut, so kann man sie auf eine Formel bringen, die wohl am besten durch den Satz Professor Dagobert Freys wiedergegeben wird: „Deutsche Kunst bestimmt entscheidend die mittelalterliche Kunst in Polen, verliert auch in der Zeit der Renaissance und des Frühbarocks neben der Vorherrschaft Italiens nicht ihre Bedeutung, dringt wieder in einer starken Welle zur Zeit der sächsischen Herrschaft ein und bedingt vorwiegend durch süddeutsche Künstler eine eigenartige Spätblüte des Barock und Rokoko vor allem in Ostpolen“ (Schlesisch-polnische Beziehungen in der Kunstgeschichte. In „Deutsche Monatshefte in Polen“ Jg. 2 Heft 4).

Es liegt nahe, die Frage zu stellen, ob für das Sondergebiet der Musik dieselbe Entwicklung sich zeigt wie auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Ich kann schon jetzt auf diese Frage bejahend antworten, gewisse Sonderentwicklungen natürlich ausgenommen. Der Nachweis dieser These sei aber einer anderen, gesonderten Darstellung vorbehalten.

*) Siehe auch D. M. P. Jg. 4, Seite 451 ff, Klose, Deutsche Komponisten, Musiker und Musikgelehrte in Polen und ihr Einfluß auf das polnische Musikleben.

Einige Wiederholungen seien hier gestattet. Sie sind dadurch zu rechtfertigen, daß das genannte Heft der Beschlagnahme durch die polnische Polizei verfiel.

Hier gehen uns in erster Linie die schlesischen Kulturströme an, die fast ohne Unterbrechung von Schlessien her seit den Zeiten der Christianisierung Polens nach Osten flossen und bis in die Neuzeit zu fließen nicht aufgehört haben.

Im Mittelalter ist es vor allem Krakau, das die Mittlerrolle deutschen Kulturlebens von Schlessien nach Polen hin übernimmt. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, daß Krakau in jener Zeit eine deutsche Stadt, ja nach Kulturform, Siedlungsgrundriß, Stadtrecht usw. eine schlesische Stadt genannt werden kann. In der ganz vorzüglichen Untersuchung von Herbert Franze-Danzig über „Herkunft und Volkszugehörigkeit der Krakauer Bürger des 15. Jahrhunderts“ (In „Deutsche Monatshefte in Polen“, Jg. 2, S. 437—450) wird dies statistisch belegt. Danach ist die deutsche Zuwanderung nach Krakau im 15. Jahrhundert zu mehr als neun Zehnteln schlesisch. Selbstverständlich wird hier das ganze schlesische Stammesgebiet, nicht die politische Einheit zugrunde gelegt. Zugleich war Krakau bis zur Reformationszeit die gesamtschlesische Universitätsstadt. Der Zusammensetzung der Studentenschaft nach war diese Hochschule im 15. Jahrhundert ganz überwiegend deutsch. „In ihren Räumen treffen sich deutsche Bürgeröhne aus allen Städten des größeren Ostdeutschland, von Reval bis zur Adria, von Wien und Stettin bis zur Moldau und nach Wilna. Die führende Gruppe waren aber die Schlesier“ (Franze: Herkunft und Volkszugehörigkeit der Krakauer Studenten des 15. Jahrhunderts in „Deutsche Monatshefte in Polen“ Jg. 5, S. 28). Nach Franzes Ergebnissen stellten die Schlesier über drei Viertel aller deutschen Studenten überhaupt.

Diese schlesischen Studenten holten sich ihre Bildung und auch ihre musikalischen theoretischen und praktischen Kenntnisse an dieser epochemachenden Lehrstätte, an der, wie überhaupt in Krakau, ein überaus reiches musikalisches Leben herrschte. Sie konnten dies musikalische Wissen als Schulrektoren und Kantoren, als Mönche und Geistliche in ihren schlesischen Wirkungskstätten, in Glogau, Brieg, Liegnitz, Oels, Neiße, Ratibor und vielen anderen Orten fruchtbringend weitergeben.

Im Lehrkörper der Universität zeigte sich dieselbe nationale Gliederung wie bei den Scholaren. Lück stellte fest, daß von 128 Doktoren und Magistern, die von 1400 bis 1433, teils darüber hinaus Vorlesungen hielten, 50 Deutsche waren, weiter 55 Polen, die Uebrigen verteilten sich auf 11 Unbestimmbare, 7 Tschechen bezw. Böhmen, 2 Italiener, 2 Schweden, 1 Grieche. (Lück: Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. 1934. S. 152.) Eine ganze Anzahl von den deutschen Professoren und Rektoren sind Schlesier oder wirkten später in Schlessien. Hier seien nur diejenigen erwähnt, die für die Musikgeschichte in Betracht kommen.

An erster Stelle sei der Humanist Georg Libanus (Weihrauch) genannt, der um 1475 in Liegnitz geboren wurde. Im Jahre 1494 wird er in Krakau immatrikuliert. Nach einem vermutlichen Aufenthalt in Köln erlangt er 1511 in Krakau die Würde eines „magister artium“ und hält dort griechische Vorlesungen. Außerdem bekleidet er seit 1515 das Amt eines Kantors an St. Anna. In zwei Traktaten hat er sein Wissen von der Musik niedergelegt. Im Czartoryski-Museum befindet sich seine Abhandlung: „De musicis laudibus oratio“ die 1526 öffentlich vorgetragen und 1540 herausgegeben wurde. Chybiniski, der verdienstvolle polnische Musikforscher, sagt von dieser für die polnische Musikwissenschaft so wichtigen Schrift: „Die Lobsprüche auf die Musik in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, die Anschauungen des Altertums und des Mittelalters, der Scholastiker und Humanisten vermengen sich mit den Brocken des Fachwissens der neueren Theoretiker, vornehmlich des Gasparius . . . Das theoretisch — und ästhetisch — Spekulative stellt in den Büchern jenes Wissenswerte dar, welches damals den Musikliebhabern geläufig war oder sein sollte, ein *Wademecum*, welches zweifellos nicht ohne Nutzen für Krakaus Musikkultur geschrieben wurde“ (Polnische Musik und Musikkultur des 16. Jahrhunderts in ihren

Beziehungen zu Deutschland. In „Sammelbände der internationalen Musik-Gesellschaft“. 13. Jg. 1911—12.)

Das zweite Werkchen führt den Titel: „De accentuum ecclesiasticorum“ und stammt aus dem Jahre 1539. Am Rande sei vermerkt, daß der polnische, sonst sehr sachliche Prof. Reiß-Krakau neuerdings versuchte, Georg Weihrauch-Libanus zum Polen zu stempeln, weil er seine Hymnen an die Musik dem Schutzpatron der Stadt Krakau, dem Heiligen Stanislaus gewidmet hätte, was doch auch für einen deutschen Krakauer Bürger nicht verwunderlich sein dürfte. Dieser Versuch reiht sich würdig an die vielen Beschlagnahmen deutscher Künstler und Gelehrter durch das Polentum an, die sich u. a. Veit Stofz und Copernikus gefallen lassen mußten.

Chybinski spricht von Libanus immer nur als von einem Deutschen. (Poln. Musif. . . a. a. O. S. 472.) Er gibt auch den genauen Titel des Traktats an: „De MVSICAE LAVDIBVS ORATIO seu' adhortatio quae. da mad musicae studiosus“ am Ende, fol. 48r: „M. Georgius Libanus Legnicensis . . . Graccouiae excusum, per Joannem Halicz; Anno Deitatis incarnatae, MDXXXX“.

Vorher lehrte in Krakau C l e m e n s H e s e l e r aus Brieg, der 1417 als Clemens Hayseler de Brega in Krakau immatrikuliert wurde. Nach einem Aufenthalt in Leipzig wird er 1425 Magister artium in Krakau. Um 1428 wirkt er in Neisse als Schulmeister. Die Hussitenstürme finden ihn als leidenschaftlichen Gegner der Eindringlinge, er greift tätig in die Kämpfe ein, wie berichtet wird: „Anno 1428 am dornstage vor Judica yst gescheen dy groÿe Schlacht vor der Neÿße mit den hussiten und doctor Johan. Jeroosheym wesz prediger und Clemens Hyseler schulmeyster dybede sych in harnis rüsteten und wyder die keczzer zugen“ (Scriptores rerum Silesiacarum XI, 128). Nach diesem kriegerischen Zwischenpiel ist er 1431 wieder in Krakau und hält dort Vorlesungen „musicam Muris“. 1434 ist Heselers wieder in Neisse tätig, und zwar als Rektor der Pfarerschule und Altarist zu St. Jakob in Neisse. Schlesische Urkunden erwähnen ihn noch zwischen 1439 und 1462 als „Canonicus Lignensis und Bregensis“. (Cod. dipl. Siles. IX, 126, 127, 131, 133, 137, 140.)

Sein Schüler ist der Schlesierv Nicolaus von Münsterberg, um 1410 in Münsterberg geboren und 1429 in Krakau immatrikuliert. In einem Vorlesungsverzeichnis, das er bei der Promotion „ad gradum baccalarii“ vorlegte, gibt er u. a. an, bei Clemens von Brieg „musicam Muris“ gehört zu haben. Im Jahre 1437 wird Nicolaus von Münsterberg Magister.

Ein anderer Universitätslehrer, der auch von der polnischen Wissenschaft hoch geschätzt wurde, war Johann J s n e r, der einer reichen Krakauer Bürgerfamilie entstammte. 1390 begegnet er zum ersten Male in den Akten. Er wird bezeichnet als „Perpetuus capellanus in capella b Mariae virginis sita iuxta ecclesiam Vratislav. etc. (Piehsch: Zur Pflege der Musik an den deutschen Universitäten im Osten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts im „Archiv für Musikforschung“, 1936, 1. Jg. S. 435). In einer anderen Urkunde wird er als Kantor in Sandomir genannt. Wir sehen, daß die Ausstrahlungen deutschen musikalischen Lebens von Krakau her bis weit in den polnischen Osten reichten. Das Hauptfeld seiner Tätigkeit lag in Krakau, wo er als Schüler des Matthäus Stadtschreiber mit diesem zusammen die theologische Fakultät organisierte. (Lück, S. 152.) Der Pole Kardowiak sagt von ihm: „In der Geschichte unserer Universität ist sein Name mit goldenen Lettern eingetragen, und nicht nur als hervorragender Professor, sondern auch als großer Wohltäter der studierenden armen Jugend“ (zitiert nach Lück, S. 152).

Um dieselbe Zeit bekleiden verschiedene spätere schlesische Kantoren das Amt eines Rektors der Universität in Krakau. So begegnen wir Nicolaus T e m p e l f e l d zwischen 1419 und 1438 an dieser Universität, 1428 wird er Dekan der artistischen Fakultät, 1438 Rektor. Im Jahre 1452 wirkt er am Breslauer Dom als Kantor.

Wie Isner in Krakau geboren und dann als Kantor in Breslau tätig ist Nicolaus Spitzmer. 1435 leitete er die Kantorei in Breslau. Sein Nachfolger wurde Nicolaus Tempelsfeld. Im Jahre 1438 ist Spitzmer Rektor der Krakauer Universität. Er bezeichnet sich gleichzeitig als „Cracoviensis et Wratislaviens. ecclesiarum cantor...“ Auch in Urkunden von 1468 wird er noch als Kantor genannt.

Einen großen Schülerkreis hatte der berühmte Konrad Celtis=Pickel, der „Erzhumanist“ in Krakau um sich geschart, ein Freund des größten Bannertägers deutscher Musik in Polen, Heinrich Finck. Vielen Schlesiern wurde er Lehrer und beeinflusste auch auf diese Weise das schlesische Geistesleben. Der vielseitigste unter den schlesischen Schülern von Celtis war der Breslauer Stadtschreiber und Schulrektor Lorenz Rabe (Laurentius Corvinus). Gustav Bauch hat in seiner „Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation“, Breslau 1909, die Bedeutung dieses Mannes ins rechte Licht gesetzt. Lorenz Rabe, um 1465 in Neumarkt geboren, wurde 1484 in Krakau immatrikuliert. 1488 ist er Magister. Zwischen 1489 und 1493 liest er an der Jagiellonischen Universität auch über Musik — also zur gleichen Zeit etwa, als Celtis in Krakau wirkte. Dessen Einfluß auf Corvinus war auch noch späterhin spürbar. Von Wien aus hatte Konrad Celtis seinem treuen Verehrer seine erste Ausgabe der Germania des Tacitus übersandt mit der Aufforderung, ihm auch eigene Gedichte zu schicken. Dies regte Corvinus zu dem „Carmen elegiacum de Apolline et nouem musis“ an, erschienen 1503.

Noch eine ganze Reihe schlesischer Dozenten in Krakau aus der Zeit von etwa 1400 bis 1500, die über Musik lasen, können hier genannt werden. Augustin, Sohn des Reymko aus Münsterberg, Erasmus, Sohn des Elias aus Neisse, 1404 mit anderen Magistern beauftragt, das Statut der Artisten zu schaffen, war 1405 Dekan dieser Fakultät. Franz Krejewitz aus Brieg war 1402/3 Dekan der Artisten und 1407 Rektor. Johannes Heldebrandt aus Kreuzburg, 1404 Dekan der freien Künste, Nicolaus Schultis von Konradswalde aus Brieg, war 1405 Dekan der freien Künste, Nicolaus aus Glogau, Sohn des Manco 1407 an der Fakultät der freien Künste. Nicolaus Goldberg aus Neisse Magister der freien Wissenschaft, Lorenz Nueschin aus Ratibor, 1416 Magister der freien Künste, 1421 und 1426 Dekan, 1428 Rektor. Vinzenz aus Brieg, Fakultät der fr. Künste, Bernhard Milisch aus Neisse auch Krotinphul genannt, mag. art. ab 1462, 1489/90 Rektor. Michael aus Breslau. (Lück a. a. O. 152.)

Aus der Fülle der schlesischen Aleriker, Schulrektoren, Aebte und Kantoren, die in Krakau ihre Bildung empfangen und ihr musikalisches Wissen und Können bereicherten, um es dann in ihrer Heimat weiterzugeben, muß ich noch eine ganze Reihe wenigstens aufzählen. Diese Namenskette gibt ein Bild davon, wie das ganze 15. Jahrhundert hindurch und auch im Anfang des 16. Jahrhunderts reiches musikalisches Leben sowohl in Krakau, als auch in Schlesien herrschte. (Die altentwässrigen Belege für diese mittelalterlichen schlesischen Musiker hat G. Dießsch in seiner oben genannten Arbeit zu weiterer Forschung übersichtlich zusammengestellt. Abkürzg. Pi.)

Als Kantoren des bekannten Bischofs Ebigneus von Krakau begegnen um 1441 Blasius de Jawor und Othmarus de Jawor. (Pi 431, 442.)

Mit vielen Namen ist auch Glogau das niederschlesische Zentrum mittelalterlicher Musikkultur vertreten, was ja in diesem Zusammenhang nicht wundernehmen kann. Um 1380 ist Matthias de Magna Glogovia genannt, 1400 in Krakau immatrikuliert, bezeichnet als „Praecentor de Magna Glogovia“ (Pi 440). Um 1393 ist in Glogau Johannes Stok geboren, der 1411 in Krakau immatrikulierte, 1419 war er Schulrektor in Breslau, 1449—1464 Kantor zum Hl. Kreuz. (Pi 446.) Als Praecentor in Glogau tätig war von 1418 bis 1427 der um 1395 in Glogau geborene Nicolaus Stok. Er wurde 1412 in Krakau immatrikuliert,

Später ist er Dechant am Breslauer Dom. (Pi 446.) Gleichfalls in Glogau geboren ist Caspar Elyan (um 1439) der erste Breslauer Buchdrucker. Er war seit 1477 Kanonikus. (Pi 433) Ich zähle weiter auf: Nicolaus Schulz de Olina, geboren um 1425, in Krakau immatrikuliert 1443, um 1450 Praeceptor Glogau, von 1478 bis 1482 Kantor am Dom zu Breslau. (Pi 444) Nicolaus Adalbertus, 1455 Magister artium in Krakau, und Prediger in Groß-Glogau (Pi 427). Johannes Furenschild, um 1470 in Neisse geboren, 1489 in Krak. immatr., dann Kanonikus in Glogau und Neisse, 1517 Kantor am Dom zu Breslau. (Pi 434) Abraham von Liedlau, 1552 Kantor am Kollegiatstift in Glogau, wurde 1557 Breslauer Kanonikus und ging als solcher an die Universität Krakau. Durch Heirat schied er 1561 aus der geistlichen Laufbahn aus. (Pi 439). Sebastian Schleupner, 1541 in Krakau immatr., 1569 Kantor zu St. Johann in Breslau, weiter in Neisse, Ratibor und Olmütz tätig. (Pi 443.) Sigismund Lemchen, geb. um 1390 in Breslau, 1418 mag. art. in Krakau, dann Praeceptor in Breslau. (Pi 438.) Christoph Borschnitz, 1539 immatr. in Krakau, dann Praeceptor in Breslau. (Pi 431.) Michael Falkener, 1478 in Krak. immatr., 1488 Magister. Er las 1499 *Arithmetica cum musica*, und starb 1534 als Dechant zu St. Florian.

Außer den schon genannten Persönlichkeiten, die in Oberschlesien gewirkt haben, sind hier noch drei besonders zu erwähnen. Da ist der so vielseitige Franziskaner Nikolaus von Kosel, der zeitweilig auch in Krakau tätig war. Von ihm stammt eines der bedeutendsten Kulturdenkmale Oberschlesiens aus dem beginnenden 15. Jahrhundert. Es ist seine Sammelhandschrift, die von seinem Leben und seinen geistigen Neigungen kündet. Hierbei spielt die Musik eine große Rolle. Wir finden hier u. a. lateinische Hymnen, eine Credo-Motette mit dem „Wir glauben yn Got“, Notenstücke wie das allgemein bekannte „Pulchrum evangelium“, das „Alleluja: O mestorum consolatrix“, deutsche Kirchenlieder und sogar eine Abhandlung über kirchliche Musik. Ja sogar ischäische Liedchen sind unbekümmert eingestreut. Zwischen 1415 und 1423 erscheint der bedeutende und rastlos tätige Mann in folgenden Orten: Caslau, Ober-Glogau, Olmütz, Oppeln, Krakau, Bezirk Kremfier und endlich in Jägerndorf. (Klapper: Schles. Jahrb. 1933, S. 78.)

Der Humanist und Kantor am Breslauer Dom Nicolaus Weidner ist um 1475 in Neisse geboren. 1494 studierte er an der Universität Krakau, Ende 1500 begleitet er den Kardinal Petrus Reginus nach Ungarn. Nach Studienjahren in Leipzig wird er in Breslau Kantor und stirbt dort 1555. (Pi 447.)

Nach Ungarn kam auch ein anderer Zeitgenosse und Landsmann Weidners, nämlich Johannes Lang. Er wurde 1503 zu Freistadt im Fürstentum Teschen geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er in Neisse bei Valentin Krautwald und war dort auch Kurrendaner. 1520 wird er an der Krakauer Universität immatrikuliert und geht mit seinem humanistischen Lehrer Philipp Gundelius nach Wien, wo er Magister der Künste wird. Er muß ein anerkannter Musiker gewesen sein, denn von Wien aus kommt er an den ungarischen Königshof als „Rector sacelli musices“ des Königs Ludwig. Hoffmann sagt in seinem Lexikon „Die Tonkünstler Schlesiens“ Breslau 1830, daß er von dem Schweidnitzer Thomas Stoltzer, der hervorragendsten Musikerpersönlichkeit Schlesiens an der Schwelle der Neuzeit, dorthin empfohlen worden wäre. Vielleicht hat er noch mit Stoltzer, der in Ofen königlicher Kapellmeister war, zusammengewirkt oder ihn dort abgelöst. Wie Stoltzer, hat auch Lang als Wegbereiter deutscher Kunst in Ungarn gewirkt. Auch nach Polen ist Lang später noch häufig gekommen, und zwar als Gesandter und Rat im Dienste Ferdinands I. Dabei hat er seine Krakauer Beziehungen wieder aufgenommen und vertieft. In Schlesien war er vorher an der Trokendorfschen Schule in Goldberg und dann an der Schule zu St. Jakob in Neisse tätig, sicherlich nicht ohne Nutzen für die musikalische Kultur an seinen Wirkungsstätten.

Wenn wir uns die Lehrinhalte vergegenwärtigen, die durch die Krakauer Universität nach Schlessien hin vermittelt wurden und die auch für Polen Bedeutung gewannen, so stellen wir fest, daß die in Krakau gebrauchten Lehrbücher im Allgemeinen mit denen an den anderen ostdeutschen Universitäten übereinstimmen. Neben der „Musica Euclidis, Ptolomaei und Boethii“ war besonders die „Musica de Muris“ am häufigsten im Gebrauch. Diese Bücher gehörten zu den „libri ordinarie legendi“ über deren Inhalt beim Baccalaureats- und Magisterexamen geprüft wurde. Bei den anderen noch genannten Schriften ist dies nicht der Fall, wie zum Beispiel bei den Schriften von Libanus, Listenius und Ornithoparchus. Diese mehr die musica practica behandelnden Schriften wurden stets privat gelesen und waren für die Übungen in den Bursen und Pädagogien bestimmt. (Pi 272/73.)

Die deutschen Abhandlungen behaupteten noch bis weit ins 17. Jahrhundert, trotz der Vormachtstellung der Italiener in dieser Zeit, das Feld. Das geht überzeugend aus den Musikbeständen der Krakauer Bibliotheken von 1500 bis 1650 hervor, deren Verzeichnis Adolf Chybinski veröffentlicht hat. (SMG. 13 — 1911/12 S. 383.) Unter 19 angeführten Traktaten sind nur 4 nicht-deutscher Herkunft, nämlich „Zarlino: Institutioni harmoniche. Venedig 1573, und Zarlino: Tutte l'opere, Venedig 1589, 1. Band und Cartesius (Descartes) „Musicae compendium“, 1650, sowie Galileo: Dialogo della Musica. Florenz 1602. Unter Heyden, Ornithoparchus, Galliculus, Rhaw, Listenius, Spangenberg, Wilsphlingseder, Lossius, Faber, Calvisius, Baryphonus und Kircher finden wir auch den Himmelwiger schlesischen Abt Johannes Nicius mit seiner Schrift: Musices poeticae sive de compositione cantus praeceptiones utilissimae, Neisse 1613 vertreten. Auch aus den Inventaren der Buchhändler M. Scharffenberg und J. Angler aus den Jahren 1547 bis 1551 ergibt sich dasselbe Bild, das Werk des Schlesiens Libanus ist hier mit 4 Exemplaren vertreten, die Musica Spangenbergi gar mit 16 Exemplaren. (Chyb. S. 470.)

Drei Kristallisationspunkte der Musikpflege, wenn man so sagen darf, gab es im mittelalterlichen Krakau. Da war zunächst, wie sich aus dem vorliegenden Material überzeugend ergibt, die Krakauer Alma mater. Zum zweiten war es das deutsche Krakauer Patriziat, das sich die Pflege der Musik sehr angelegen sein ließ, und endlich, nicht zuletzt, war es der königliche Hof, welcher der deutschen Musik eine bedeutende Pflegestätte darbot. So konnte mit Recht der jüngst verstorbene polnische Kulturgeschichtsforscher Brückner sagen „daß die Musik-Kultur sich in Krakau konzentrierte, was nicht weiter verwunderlich ist, weil die Deutschen eben ein musikalisches Volk sind. (Dzieje kultury polskiej — Gesch. d. poln. Kultur I. S. 624). Das reiche deutsche Bürgertum hatte sich in Krakau in der gotischen Marienkirche einen kulturellen Mittelpunkt und ein hehres Denkmal geschaffen. Veit Stofz vollendete im Auftrag der deutschen Kaufherren seinen kunstreichen und weltberühmten Marienaltar, der auch mehrere Musikdarstellungen enthält. Auch die Orgelbauer und Organisten waren Deutsche, wie aus den deutsch geführten Rechnungsbüchern hervorgeht. Wenn auch ihre Herkunft zum meist dunkel bleibt, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß zahlreiche Schlesiens darunter waren. Eine Eintragung lautet (S. 66. 1502): „Item in vigilia conceptionis beatissime marie solvi dem Steffen bleydecker von der orgel dy her Turszy von neys (Neisse) hot losin machen das her hott dy blasz balge daran gemacht unnd synt owch gebessert 5 fl. 3 gr. off dy selbige arbet.“

Auch die Kantoren waren selbstverständlich Deutsche, als solchen haben wir schon Georg Libanus-Weihrauch aus Liegnitz kennengelernt. Die Krakauer Bürger, die aus Schlessien zugewandert waren, brachten ihre und Kirchengesänge aus der schlesischen Heimat mit. So verraten die polnischen Lieder aus der Zeit zwischen 1500 und 1550 deutsche Einflüsse. Viele Marienhymnen, Weihnachts- und Osterlieder, die in Schlessien bekannt waren, wurden in die Landessprache übersetzt und fanden so ihren Weg ins polnische Volk. (Chyb.)

Auch die polnische Instrumentalmusik des 16. Jahrhunderts wird von Schlesien her beeinflusst. Die wichtige polnische Orgeltabulatur des Johannes von Lublin aus dem Jahre 1540 beweist dies. Außer vielen deutschen Liedern, die uns sonst unbekannt geblieben wären und Werken Finks und Stolzgers enthält die in einfacher deutscher Tabulatur geschriebene Sammlung mehrere Tänze deutscher Herkunft, darunter einen „Paur Thancz“ und einen „Czayner-Tancz“. Chybinski sagt vom „Paur-Thancz“, daß er zu jener Reihe der deutschen Bauerntänze gehöre, die hauptsächlich über Schlesien nach Krakau und Polen gelangten. In Hofrechnungen werden oft Bauern erwähnt, die in Schlesien vor dem König tanzten. Der Czayner(Zäuner)-Thancz, bei den Polen „cenar“ genannt, wird von Chybinski als der in Polen volkstümlichste deutsche Tanz bezeichnet, der auch bei Dichtern der polnischen Renaissance erwähnt wird, so bei Rey und Kochanowski. (Vergleiche auch das „Glogauer Lieberbuch“.) Es wäre eine dankbare Aufgabe für die schlesische Volkstanz- und Volkslied-Forschung, diesen mittelalterlichen Einflüssen auf polnisches und auch volksdeutsches Tanz- und Liedgut nachzugehen. Hier ist noch viel nachzuholen.

Die Stadt Krakau erhielt zu jener Zeit noch mehr Glanz und Ansehen durch den polnischen Königshof, der in ihren Mauern residierte. Oft waren die polnischen Herrscher Beschützer und Förderer der deutschen Musik. Sie holten sich namhafte Künstler an ihren Hof, und so sehen wir zu gleicher Zeit mit dem Bildschnitzer Veit Stof, den Künstlern Hans Dürer, Hans Süß von Kulmbach, Peter Flötner und vielen anderen auch einen der größten im Reiche der Tonkunst des Mittelalters, den „erz- und herzdeutschen“ Meister Heinrich Fink in Krakau. Den großen schlesischen Zeitgenossen Finks, Thomas Stoltzer aus Schweidnitz, der wie schon erwähnt, am Hofe des ungarischen Königs Ludwig III. in Ofen wirkte, schätzte König Siegmund der Alte sehr hoch. Wir wissen nicht, ob Stoltzer auch in Polen weilte. Jedenfalls gehörte er neben Fink zu den von Polen geschätzten Meistern. Chybinski hält es nicht für ausgeschlossen, daß der König seine Kapelle in Krakau die Werke der deutschen Meister aufführen ließ. Vermutlich hatte der König Stoltzer in Ungarn kennen gelernt, wo er zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei seinen ungarischen Verwandten weilte. König Siegmund und auch sein Sohn Siegmund August reisten oft nach Schlesien und veräumten es nie, hier zu schlesischen Meistern der Musik in Beziehung zu treten, so in Schweidnitz, Glogau und Breslau. Gewiß werden sie manchen schlesischen Musiker an ihre Hofkapelle gezogen haben, dessen Herkunft in den Akten nicht erwähnt ist. Die uns erhaltenen Rechnungen von diesen schlesischen Reisen zeigen wiederholt Ausgabeposten für Honorierung deutscher Musikanten und Spaßmacher. So oft sich der Hof nach Schlesien begab, wurden auch neue Instrumente angeschafft, wie aus den von Pawinski herausgegebenen Quellen ersichtlich ist. Meist waren es Tasteninstrumente.

So können wir das Kapitel: Krakau als Sammelort und Ausstrahlungspunkt gesamtschlesischer Musikkultur und Mittler deutschschlesischer Kunst nach Polen hin vorerst beschließen. Schon aus dem nur die schlesischen Beziehungen erwähnenden, noch sehr lückenhaften Material ist ersichtlich geworden, daß Gerh. Pichsch recht hat, wenn er feststellt: „Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß derjenige, der eine Geschichte der Musik in Krakau bis zum Ende des 16. Jahrhunderts schreiben würde, zugleich eine Geschichte der Ausbreitung deutscher Kultur im Osten schriebe. Und zwar nicht nur für den Osten, der uns verloren gegangen ist, sondern auch für die Gebiete, die heute dem Reich fest eingefügt sind. Denn die Entwicklung der Kunst und Wissenschaften, insbesondere die Pflege der Musik in Schlesien . . . ist ohne den nachhaltigen Einfluß der Universität Krakau undenkbar.“ (a. a. O. S. 271.)

Andere Wirkungsorte schlesischer Musiker in Polen sind aus dieser Zeit nur spärlich belegt. 1405 hören wir von einer Bestellung des Gregorius Bischoffswerder zum Kantor in der Diözese Culm. („ . . . (ist geprüft und kann) bene

canatare ac congrue loqui latinis verbis“). Michael Coletus aus Löwenberg in Schlesien wirkte 1570 am Thorner Gymnasium als Musikprofessor. Mattheson erwähnt ihn in seiner „Ehrenpforte“ . . . „zu Lemberg i. Schlesien, An. 1545, im October, geboren, war An. 1567 ein solcher wohlverdienter und wohlbelohnter Cantor zu Thorn in Polen, in der Neustadt daselbst, daß er gleich des folgenden Jahrs Professor in der Altstadt am Gymnasio, hernach in Danzig Con-Rector, Rector, Diaconus, Hauptprediger, Professor und endlich Senior wurde, welches letztere An. 1596 geschah.“ Gleichfalls in Thorn tätig ist der aus Schweidnitz gebürtige Christoph Ortlob. Er war von 1542—1549 Kantor in Rastenburg und später am Königsberger Hof. Er mußte Königsberg wegen der Osianderschen Religionsstreitigkeiten verlassen und bekleidete in der folgenden Zeit Kantorate in Rukm, Elbing und Thorn.

In späterer Zeit, um 1700 herum, haben sich schlesische Prediger um das polnische Kirchenlied verdient gemacht, es sind dies M. Joh. Herbinius, in Pitschen geboren und dann in Bojanowo, Graudenz und Wilna tätig, weiter Christian Rohrmann und Joh. Gottfried Cretius. Alle drei erwähnt Sowinski in seinem Buch: „Les musiciens polonais et slaves.“ Paris 1587.

Wir wissen, daß bis in die Gegenwart hinein deutsche Musiker Polen zum Feld ihrer Tätigkeit wählten. Der Anteil der Schlesier ist dabei für das 17. und 18. Jahrhundert nicht so stark ausgeprägt wie in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten. Es überwiegen in dieser Zeit die italienischen und französischen Einflüsse in der Musik wie ja allgemein in Europa.

Die Befreiung Jablunkaus.

Diese letzte Woche vor dem Einzug der deutschen Truppen war wohl unserer Prüfung schwerster Teil. Darum ist immer noch ein unglaubliches Staunen in uns und ein stetes Fragen: „Ist dies alles nicht bloß ein zu schöner Traum, müssen wir nicht wieder zur Wirklichkeit erwachen, die so unsagbar schwer war? Dürfen wir wieder froh und frei die Blicke erheben ohne gehetzt zu werden, ohne in steter Angst vor Hausdurchungen Mißhandlungen, Freiheitsstrafen und Verschleppungen, dem Schicksal ungezählter Volksgenossen zu leben?“ Doch da wehen die deutschen Fahnen und rufen uns stolz ihre freudige Antwort zu: „Wie könnt ihr noch zweifeln, ihre Kleinmütigen und Verschreckten? Seht her und glaubt.“ Und wir tragen das neue Glücksgefühl noch ganz scheu und behutsam, wie Kranke ein Lächeln nach schwerem Siechtum, denn es gibt nichts, was sich mit den Qualen des vergangenen Jahres vergleichen ließe. Mit der grenzenlosen Enttäuschung über den Einzug der Polen in unser reiches Osloland, das wir der Plünderung preisgegeben sahen, mit dem Schrecken über ihre Gewaltmethoden der Entnationalisierung, mit der brodelnden Wut über die Enteignung unserer Scholle und zuletzt mit dem wachsenden Haß, der uns überflutete und erfüllte, als die Greuelthaten an uns Volksdeutschen begannen. Es ist keiner, der nicht sein Flammenmal trüge, ob sichtbar oder tiefinnerlich. Wir alle haben einen Krieg geführt mit zusammengekniffenen Lippen, mit geballten Fäusten, mit zurückgedrängten Tränen, die uns in schlafloser Nacht die Brust verbrannten. Es war eine schreckliche Zeit, aber es war auch eine heldische Zeit, denn erst jetzt wissen wir alle, was unsere Heimat wert ist, da wir so bitter für sie litten. Und dann kam endlich die so oft ersehnte und so heiß erwartete Stunde, da die Polen zu packen und zu laufen begannen, da unsere Augen wieder blank wurden und das kranke Herz sich in der Brust weitete. Wie Kinder das Weihnachtsfest nicht erwarten können, so haben wir uns auf die Kameraden gestreut, die wir jenseits unserer Hänge in nächster Nähe wußten. Kein Blick zur gegenüberliegenden Bergwand ohne die brennende Frage: „Wann werdet ihr endlich kommen, unsere Retter und Befreier?“ Und sie kamen,

wahrlich in letzter Stunde, als wir schon am Ende unserer Kräfte waren, verzweifelt und zermürbt von den Verfolgungen, die sich mit jedem Tage häuften. In der Nacht auf den denkwürdigen 1. September hingen wir alle mit ganzer Seele an den Rundfunkgeräten, denn es ging der Entscheidung zu. Was brachte der Morgen? Vielleicht Kampf, Verwüstung, Tod? Es war nicht abzusehen, was die abziehenden Polen noch mit uns vorhatten. Schrecklich waren ihre Drohungen, die sie dann in Bromberg wahr machten und an deren Ausführung wir keinen Zweifel hegten. Viele waren zur Flucht in die Wälder entschlossen, einige irrten bange ums Haus, ungewiß, ob die Deckung in den aufgeworfenen Schützengraben oder das mauerfeste Haus besseren Schutz gewähren würde. Dampf heulten aus dem Bergland die Sprengungen der Brücken und Bahnübergänge wider, unterbrochen vom Taktakt der Maschinengewehre und dann flogen auch bei uns die Brücken in die Luft, daß die Häuser zitterten und die Fenster in weitem Umkreis zersprangen. Und mit einem Male war Jablunkau noch in ein Geplänkel zwischen den Vorrückenden und Abrückenden verwickelt, aber alles ging so schnell vor sich, daß die Bürger auf dem Marktplatz das Aufspritzen der Kugeln vernahmen und noch gar nicht fassen konnten, daß es da auf Leben und Tod gehe. Doch Gott Lob, endete auch dieses letzte polnische Kapitel ohne größeren Schaden. Denn schon tauchen überall unsere deutschen Brüder auf, knattern über den Ringplatz, kommen von den grünen Felderseiten, steigen vom hügeligen Vorlande ins befreite Ostschlesien und wie wir ihnen mit den ersten Sträußen entgegeneilen, zittern uns noch die Knie und die Tränen laufen uns über die bebenden Mundwinkel und tropfen in unsere Blumen. So unfassbar ist dieses neue Glück nach den überstandenen Stunden. Wir rufen in unserer ostschlesischen Heimat zum ersten Male: „Heil Hitler“ und das klingt so ernst und schwer und feierlich wie ein Gebet nach der Schlacht. Und wir vermögen nichts, als Gott aus tiefstem Herzen zu danken und seinen Segen herabzuflehen auf das Haupt unseres Retters und Befreiers. Und wie wir, denken und danken heute ungezählte Tausende.

Nina Wostall.

Ostschlesische Träne.

Es geht eine Sage von ältestem Mund:

Im Berge verschlossen, in schlesischem Grund,

da wiegen drei Greise seit Urväterfrist,

was schlesisch an Bergen und Flußläufen ist,

zum polnischen Adler, zum böhmischen Leu,

zum deutschen Wappen, immer aufs neu.

Die eine Schale hält Lehm bis zum Rand,

die andre den herrschenden Herren im Land.

Da schwankt bald der Adler, da schwankt bald der Leu,

es wechseln die Wappen, es wechselt die Reih'.

Die Erde hat immer ihr gleiches Gewicht,

nur Zeppter und Kronen, die haben es nicht.

Und plündert uns Kriegsvolk und drückt uns die Not
und wünscht sich die schlesische Demut den Tod,

dann quillt aus der Erde ein Blutstropfen licht,
den wiegen die Greise und halten Gericht,

Mein Deutschland hör uns und mache uns frei,
denn wieder wägen und sinnen die drei,

die Träne hat diesmal arges Gewicht,
die anderen Wappen erwiegen es nicht.

Nina Wostall.

Hertha Strzygowski

Von Geburt und Tod in der Ohlisch*).

Ein Fleckchen Erde kenne ich im Oberoblschtal, zu dem zieht es mich immer wieder hin. Es liegt weit oben im Talabschluß, wo die dunklen Tannenwälder der Beskiden enden und wo mit kleinen Kartoffeläckern und mageren Feldern das Ackerland der Ohlischer Bauern beginnt. Stunden um Stunden kann ich da am Waldestrand sitzen mitten in hohen Farnkräutern und herbduftenden Moosen. Der Wald hinter mir rauscht seine ernste Weise in mein Sinnen, der kleine Gebirgsbach plätschert unbekümmert sein heiteres Lied dazu. Hochstengeliger Enzian neigt in zartem Schwingen seine tiefblauen Blüten.

Rechts von mir ziehen die letzten Tannen und Fichten der endlosen Beskidenwälder den Hang hinunter, ihre dunklen Spitzen sind scharf in den Himmel gezeichnet. Zwischen ihren schlanken Stämmen schimmern goldgelb ein paar Felder. Ein abgeholzter Hang, rostrot in der warmen Abendsonne, strebt über ihnen in straffem Bogen zu Tal; und in ein fernes Blau getaucht liegt dahinter breit der Josefsberg, fließt der anschließende Hanslitz in großer, weitauslaufender Linie einer unendlichen Ebene zu. Links, jenseits des kleinen Bergbaches, stößt der steile Hang des Baumgärtels mit seinen einsamen hohen Kiefern weit in die dunstige Landschaft vor. Im Schutz dieser Waldhänge liegt das Tal.

Seit den Tagen meiner Kindheit komme ich immer wieder zu diesem stillen Ruheplatz. Liebevoll tasten Herz und Sinne jede Linie dieser vertrauten Landschaft ab, schwingt die Seele mit jeder Welle der Felder und der Berge. Ich kenne jede dieser kleinen Hütten da oben am Waldeshang, jede Wiese und jeden Acker, und jede einzelne der größeren Wirtschaften, die von hohen Bäumen umgeben weiter draußen im Tal in Sonne und Fruchtbarkeit liegen. All die Jahre über hat sich, so weit das Auge reicht nichts geändert. Aus aller Hast und Unruhe des täglichen Lebens und Kämpfens heraus finde ich dieses Stück Erde immer gleich friedlich, immer gleich still und unverdorben. In seiner Stetigkeit ist es mir zum Inbegriff für Frieden und Heimat geworden.

*) Ein Tal in den Beskiden, zur Bielitzer Sprachinsel gehörend.

Die Menschen, die hier wohnen sind mir seit Kindheitstagen vertraut. Auch sie sind sich in all den Jahren gleich geblieben. In einer wunderbaren Harmonie klingt ihr innerstes Wesen mit dieser Landschaft zusammen. Sie sind schlicht und selbstzufrieden wie dieses stille Tal, herb und ernst wie die dunklen Hänge, gottsuchend und in Gott ruhend wie die massigen, ruhigen Wellen dieser Berge. Die kleinen Aecker, die da und dort immer wieder von neuem in die dunklen Grenzen des Waldes greifen, künden von ihrem zähen Fleiß, die kleinen Gärten mit Blumen, Gemüse und Heilkräutern, die vielen sorgsam gepflegten Obstbäume, ein selbstgezimmerter Ruheplatz in irgend einem stillen Winkel von heiterer, erdgebundener Zufriedenheit. Diese saubere Hütte da unten, die so sicher und breit wie ein sattes Tier im Grün der Wiesen liegt, mit ihren breiten weißen Balken unter dem hohen Dach, ist sie nicht wie eines dieser offenen ebenmäßigen schlesischen Bauerngesichter, zeigt sie mit ihren zwei grünschimmernden Fenstern nicht das gleiche Lächeln das wir in den Augen der Bauern unter dem hohen Hut finden, das uns grüßt, wenn die Bäuerin uns entgegen tritt?

Seht, da kommt ein Alter mit seiner Ruh; sorgsam geleitet er das grasende Tier die steilen Raine bergan; sein ruhiger Blick streift Felder, Wiesen und Fernen ab. In sein verwittertes Angesicht haben Arbeit und Sorgen manche tiefe Furche gezogen, es ist von Redlichkeit und Zufriedenheit überglänzt. Dieser Alte ist der Weber Batsch. Ihm gehört das kleine Haus da unten, der Garten und ein paar der Felder ringsum. Er hat das alles von seinem Vater übernommen. Aber bevor er seine Geschwister ausgezahlt hatte und es ganz sein Eigen geworden war, mußte er lange Jahre, Tag für Tag, Winter und Sommer, den langen Weg zur Stadt machen, um in einer der großen Tuchfabriken als Weber Geld zu verdienen. Nur ein paar kurze Feierabendstunden und der Sonntag blieben ihm für die viele Arbeit in seiner kleinen Wirtschaft. Aber nun hat er mit seiner Frau die Kinder großgezogen und versorgt. Eine Tochter, die auch einen Weber geheiratet hat, ist mit Mann und Kindern im elterlichen Haus geblieben. Auf seine alten Tage geht er nun nicht mehr zur Stadt, kann er von früh bis abends seine Wirtschaft versorgen, und er tut dies mit der ganzen Hingabe seines bäuerlichen Blutes.

Wir sprechen gerne miteinander. Er hat mir schon so manches „von früher“ erzählt, so manches „Pauernstickle“ oder Lied hörte ich aus seinem Munde. Er ist einer von denen, die noch ganz in den Bräuchen leben, die aus einer tiefen Zufriedenheit und Genügsamkeit heraus für alles Fremde und Neue ein einfaches, ablehnendes „Was sull mer dos?“ haben.

Heute führt der alte Batsch nur eine Kuh. Die zweite, die Scheck, der ich noch vor Tagen über den gespannten trächtigen Leib gestrichen, fehlt. „Gutan Owed“¹⁾, sag ich, als er nach einer Weile neben mir auf dem Hang steht. „Wo ej die Scheck?“ Er deutet mit seinem Stecken zum Stall hinunter: „Got a Kalb bekumma, a schejnes! An hej a Tochter“ deutet er weiter „ejs dritte Massa“²⁾ do! 'S will weiß was ka Büw“³⁾ ne warda!“ „Goot gesajns“⁴⁾, Großvater! Wie gejts a Tochter?“ frag ich. „No gütt, gütt! Odder hoitzetog“⁵⁾ wolln die Kindern scho

¹⁾ Guten Abend.

²⁾ Mädchen.

³⁾ Buh.

⁴⁾ Gott segne es.

⁵⁾ heutzutage.

geschehster Jenn als wie die Aeldern. Poßt sich dos ni obacht⁶⁾, denkt dos, es kunn mocha wos es will. Ist kaum acht Tag em Häus und mecht schun hinaus. Wo sie doch a Saischwöcherin is, an ni ünderm Dach afür⁷⁾ dürf;" Ganz sorgenvoll sieht der Alte heute drein. Ich möchte gerne Näheres wissen, wie das so ist mit der „Saischwöcherin“, aber auch dem wortfarg Gewordenen ist heute nichts herauszubekommen.

Unten im Haus finde ich die junge Mutter in der großen weißgetünchten Stube. Sie sitzt neben der schaukelnden Wiege und strickt. „Goot gesajns Majka, Frau Nitsch“, sag ich, „gesund an sturck sull's warda!“ „No, no,“ meint sie, „wie es der Herrgott schickt wird's gütt senn.“ Mit einem mütterlich weichen Lächeln und sorgsamem Fingern hebt sie das weiße Tuch, welches das Gesicht des Kindleins schützend bedeckt. Da liegt, ebenso blond und rosig wie sie selbst und ihre beiden größeren Kinder, das Neugeborene in tiefem Schlummer. Es ist in ein dickes, rotfarriertes Kreuzbett fest eingebunden, trotz der Hitze in der Stube noch mit einer „Ziche“⁸⁾ zugedeckt. Ein großer „Lutscher“⁹⁾ steckt in seinem Goshla¹⁰⁾. Ich muß das Kind gebührend bewundern und klopfe dabei dreimal an das Holz der braunen Wiege, damit ich es nicht verschreie und mein Lob ihm keinen Schaden bringe. Die junge Mutter schiebt mir einen Sessel zu, ich setze mich schnell und sage wie es sich gehört: „Dos ech ejm ne a Rüh nehjm“. Die alte Nitschin kommt aus der Stube nebenan um mich zu begrüßen. Geschäftig, mit schwingenden Plenten¹¹⁾ holt sie aus der Almer¹²⁾ eine dickbäuchige Flasche, gießt ein Gläschen voll mit einer grünlichen Flüssigkeit, reicht es mir mit einem freundlichen Lächeln und sagt: „S ej a Grappelwürzel“¹³⁾ vo dr Janknerin; trinkt, 's rainigt en Bäuch.“ „Goot gesajns, zem Wohl“, muß ich sagen und das scharfe Geßöff mit einem Ruck hinunterschütten, wenna mir auch fast die Kehle verbrennt. Dann sitzen wir in der sonnendurchfluteten Stube und erzählen so dies und das. Die beiden loben den Sommer der nun zu Ende geht und eine so reichliche Ernte bescheert hat; wenn jetzt auch noch die „Arpla“¹⁴⁾ gütt gerota“ braucht man sich vor dem Winter nicht zu fürchten; ach der Winter hier in dem Tal ist lang, in diesen umwaldeten Winkel hier oben kommt durch Monate hindurch kaum ein Strahl Sonne herein. Hier liegt noch der Schnee, wenn unten im breiteren Tal der alte Piesch schon den Pflug durch den Acker zieht. Vom Namenstag des Vaters erzählen sie, den sie neulich mit einer „Muhsit“ und einem Faßl Bier gefeiert, wo getanzt wurde „do de Bohla“¹⁵⁾ scheppern“ und der alte Hähbindurhanke¹⁶⁾, der Weber-Kollege, wieder „wie uffgezüen“¹⁷⁾ war und durch Stunden hindurch die Gäste mit seinen alten Liedern und „paurischen Stickla“ unterhielt. Oh, sie erzählen viel und ausführlich, mit einer warmen Zutraulichkeit in Stimme und Gebärde, und mit einer Freude an lustigen und komischen Begebenheiten.

⁶⁾ obacht possen = acht geben.

⁷⁾ hervor.

⁸⁾ Federbett.

⁹⁾ Lutscher, Gauger, Zummel.

¹⁰⁾ = Mündchen.

¹¹⁾ der weite Trachtenrock der Bäuerin.

¹²⁾ Speisefschrank.

¹³⁾ = Schnaps aus verschiedenen Wurzeln und Kräutern.

¹⁴⁾ Kartoffeln.

¹⁵⁾ Balken.

¹⁶⁾ siehe Deutsche Monatshefte in Polen, Jahrgang 1938, Heft 2/3.

¹⁷⁾ aufgezogen.

Aber wie ich frage, wie denn das eigentlich ist mit der „Sajschwöchnerin“, werden Mutter und Tochter merklich still. „Ach“, meint die Tochter mit einem verlegenen Lächeln, „war wird sowas noch glauba, dos ej olles dülles Zeug!“ Und die Mutter besorgt und etwas erbost über diese Antwort, kommt richtig ins Reifen: „Jou, jou, dülles Zeug, dülles Zeug! Als wenn ni schon so viel passiert wär, wo mans ni hot gehalda!“ „Die Mutter ej noch nach em Alten“, sagt die Junge entschuldigend als sie mich in den Flur geleitet. Sie möchte wohl gerne etwas vorts Haus kommen, verlockend liegen die letzten warmen Sonnenstrahlen über der Landschaft. Aber schon ruft die Mutter, die beim Kind geblieben ist, ängstlich aus der Stube: „Kumm rej, Minla¹⁸⁾, kumm rej!“

Im letzten vergehenden Abendlicht gehe ich über Wiesen und Raine heimzu. Ich sinne: nun muß ich zur Hofdin gehen, die wird sicher alles, was um die Geburt spielt, wissen. Und wenn es heißt, von früher erzählen, von alten Sitten und Bräuchen und wie es einst die Mutter hielt, da ist sie in ihrem Fahrwasser.

Die Hofdin sitzt auf der Bank vor dem Haus, einen großen Korb voll „Bonnschotten“¹⁹⁾ neben sich und schneidet mit flinken Fingern die grünen Dinger. „Hofdin“, sag ich, „wie ej dos met a Sajschwöcherin an met a Geburt an met am Tüsfa?“^{19a)} „Alha“, lacht sie, „wurt er uff a Grappelwürzel bei der Nitschin? Die glaubt nist mihr, dos is a Gescheite! Ja frieher, da wuor dos ni asou. Do wuor dos anderst! Do hot ma erst amol viel Kindern gehott. „Jedes Fuhr a Kind, jedes Fuhr a Kind, bis ihrer 24 sind“, hon se gesunga an hon sich au dornach gehalda! Die Mütter hot achzehe, die Tant sechzehe gehott. Und dos ej asou: wenn mon in die andern Umstände kummt, mü mon sech schön obacht posse²⁰⁾, dos ma sech ni versieht, uff a Foser²¹⁾, oba uff wos ni Schejnes, domit a Kindla ni wos obkriegt. An wennis asj so zojt em wos ze assa, an mo hots nej, mü mo sech em Orsch kloppa, demet donn de Kinder nef a so gelissnig²²⁾ sen. An wennis Kindla do ej, rejst mo's der Mütter zem Sega, an der Klopp geit de Nochgheburdt ünderm Appelbaum vergroba. An nochat kumma de Noctwern²³⁾, brenga wos ze assa. Do hot die Mütter au immer Nüdln gekocht an a Henn, a Rosinensoß an enm am groußa Topp gegahn an hingetrojn. Do han wir Kindern schon gewußt, durt ej a Kindla geburn. An ze trinka hon se au gebrocht. Do hon se Kabarber, Imber²⁴⁾, Garganzwurzel am Reibeisa gerieba, em Brantwein raj, an der Sajschwöcherin gegahn zu trinka, an de Gäst hon au getrunka. „Trink ock, 's rainigt an Bäuch“ hot ma gesogt. Ihta nemmt dos a Sajschwöcherin ni ins Mäul! Mo hot dos gehast „de Grappelwürzel“, drumm, wenn ma bej a Wöchnerin wuor, hot ma gefrogt: „Würste schon uff a Grappelwürzel?“ Odder assa dürf a Sajschwöcherin nej olles, ka Hohn nej, an Untasfleisch²⁵⁾ a nej. Weil beim Hohn hajfts: wenn's a Büw ej, do rennt har zovejł hinda de Masfa, an wennis a Masfa ej, do verhürt sechs. An von da Unt²⁶⁾, do tün se noch a Trotscha²⁷⁾ mocha. Deswegen soit ma of de Minka²⁸⁾ und sie deutet lachend in die Gegend wo das Mädchen wohnt, „ihre Mutter hot an Untasch gefrasa.“ Aber was das Wichtigste ist bei der Sechswöcherin, vertraut mir die Hofdin erst jetzt mit flüsternder Stimme an: daß man eine Frau, wenn sie entbunden hat, nie allein lassen darf, denn zu so einer Frau hat der böse Geist „a Zütritt“ bis zu dem Tag an dem sie zum ersten Mal in der Kirche war. Auch das Kindchen darf nicht allein gelassen werden. Früher ist es oft vorgekommen, daß der böse Geist Mutter oder Kind mit sich genommen hat. Sie kann sich noch gut erinnern, wie die Mutter von solchen furchtbaren Dingen erzählt hat, die sich da und dort bei unvorsichtigen Bäuerinnen zugetragen haben. Und so eine Frau durfte auch sechs Wochen lang weder in den Keller noch auf den Boden und schon gar nicht „underm Dach asür“ kommen, deswegen heißt man sie „Sechs-

¹⁸⁾ Abkürzung für Hermine. ¹⁹⁾ Bohnenschoten. ^{19a)} Tausen. ²⁰⁾ acht geben.
²¹⁾ Feuer. ²²⁾ nach etwas gierig sein. ²³⁾ Nachbarn. ²⁴⁾ Ingwer. ²⁵⁾ Entenfleisch.
²⁶⁾ Ente. ²⁷⁾ Getratsch, üble Nachrede. ²⁸⁾ Abkürzung für Hermine.

wöcherin". Zu einer Musik darf sie auch nicht, da möchten sich die Leute schlagen beim Tanz. Meistens hat man das Kind hier bei den „Evangelen“ erst nach sechs Wochen getauft. Wenn sie dann zur Kirche fuhren, sagte man: „An Hajda nohm ech, ajn Christa breng ech zerick.“ Und wenn sie von der Kirche kamen ist der Mann schon „atka²⁹⁾ gefumma“ und hat gesagt: „Grüß Gott mej liewes Weib, bis Dú scho eigeweiht?“ und die Frau antwortete: „Jou, jou mej lieber Mon, icht fange wir wejder von neuja on!“ Nun lacht die Hoidin über ihr ganzes, gutes Gesicht, aber sie merkt meine Versunkenheit und erzählt gleich voll Eifer und Zutraulichkeit weiter: Das Kind hat man gleich aufgepackt, hat das Wickelband in die Höh geworfen, damit das Kind wachsen soll. Je höher es hängen blieb, desto größer soll's Kind werden. Aber übersteigen oder über das Kind hinüberlangen darf man nicht, sonst wächst es nicht. Früher war die Taufe ein großes Fest, alle Nachbarn feierten mit. Da hieß es: „Beim Tüofa es veil ze frassa an veil ze süöfa“³⁰⁾. Jetzt jammern dafür die Leute: „Gefotter stein an Hochzett³¹⁾ gefn, mocht a leera Beitel“. Ihta mocha se olles od asou, tschasti, prasti!“ sagt die Hoidin bekümmert, „od schnell, an kosten derfs au nist. Odder monches es ichta besser“, meint sie sinnend. „Wenn man asou denkt wie mon früher em Kindla a Lotscher gemocht hat: a viereckichtes Tichla³²⁾, an a Kücha gekocht oba a Stickla Putterhörnla³³⁾ met am Stickla Zucker an ens Tichla rej met am Bandala gebunda an am Kindla ze ziza³⁴⁾ gegahn. An wenn Ahnt³⁵⁾ wuor, an am Fasld veil ze tün, do hon se Mohnhaipln³⁶⁾ in a Millich gekocht an in a Zikta-flosch³⁷⁾ em Kindla gegahn, an näch wurn se froh, do es Kindla asou fest schläft. A sette dülle Mod! Od vo dam es da Tona³⁸⁾ a settes dülles Kalla³⁹⁾ gewurda! Hochzeitog lejt mo dos Kindla hejn: „schlo!“ sojt ma, an's mü schlofa! Bei uns dahaim, do es inder de alde Großmütter bes a Wieg gefassa an hats Kindla gehutscht an gehutscht, gonz „drehnig“⁴⁰⁾ es's ejm gewurda vom züsahn an inder hon se derbesjn gesunga an gesunga“. Versonnen blickt die Hoidin in den dämmrigen Garten. Sie ist ganz in Erinnerung versunken. Still liegen ihre Hände im Schoß.

„Hoidin“, bitte ich leise und berühre behutsam ihren Arm, „Hoidin, kunnt ihr noch a settes Liedla singa?“ „Odder jou“, nickt sie versonnen, „ho's oft genüg gehiert an selwerst gesunga.“ Und mit einer leisen Stimme und einem Lächeln in ihrem mütterlich guten Gesicht singt sie ein altes Wiegenlied, das ihr und vielen Geschwistern an der Wiege geklungen:

Schlof ai guter Ruh,
Tu das Hgla⁴¹⁾ zu!
Hier od, wie der Rajn⁴²⁾ dert fällt,
Hier, wie Noppers⁴³⁾ Hundla bellt!
s' Hundla hat dan Mon gebessa,
Hot dam Bettler 's Klajd zerressa,
Der Bettler laßt der Türe zu,
Schlof ai guter Ruh!

Stell maj süßes Rend!
Hu! wie bläst der Wend!
's Hasla, s' Hasla spejt dos Uhr,
sieht aus langem Gras hervor.
Der Jäger kömmt em grüna Klajde,
Jost⁴⁴⁾ dos Hasla vo der Wajde,
's Hasla laßt geschwind — geschwind!
Schlof maj süßes Rend!

²⁹⁾ entgegen. ³⁰⁾ saufen. ³¹⁾ Hochzeit. ³²⁾ Tuch. ³³⁾ Butterkipsel. ³⁴⁾ saugen.
³⁵⁾ Ernte. ³⁶⁾ Mohnkapsel. ³⁷⁾ Saugflasche. ³⁸⁾ Abkürzung für Anton. ³⁹⁾ dummer Kerl.
⁴⁰⁾ schwindlig. ⁴¹⁾ Augen. ⁴²⁾ Regen. ⁴³⁾ Nachbar. ⁴⁴⁾ jagt.

's Bettla schejn an nett,
 Schlof em wajcha Bett!
 's Hühnla sücht baj Scheun an Stoll,
 Sücht em Hof an ejwerol;
 Bald mu Roß an Hund sich rega,
 's konn kaj wormes Aela⁴⁶⁾ lega;
 Wenn's ged' sou a Leger hätt,
 A selch⁴⁶⁾ wajches Bett.

Schlof de Wängla rout!
 Du host doch gor kaj Nout
 's Täula⁴⁷⁾ flaiht dam Felde zu,
 's flaiht an sücht a Ranla⁴⁸⁾ nu!
 O! de Klina⁴⁹⁾ stell an bange,
 Sojn⁵⁰⁾ de Mutter blajt sou lange,
 De Mutter blajt bi Owedrou⁵¹⁾
 Schlof, du host kaj Nout!

De konnst eht ruhig sajn,
 Der Battler kehrt schon ajn,
 's Hasla schläft em Stacheldorn,
 's Hühnla of der Laster vorn,
 's Täula schnowelt sajne Jonga,
 De Vögerla hon ausgesonga,
 Stell ei Olles, ai der Ruh,
 Rendla, mach daj Uigla zu.

Spätherbsttage liegen über dem Tal, alle Pracht herbstlichen Glühens und Leuchtens ist ausgelöscht. Schwer und ernst sind alle Farben. Die letzten welken Blätter sitzen wie verirrte bunte Vögel auf den kahlen Nestern und rauschen ein einsames Herbstlied. Manch gestürzter Aker wellt in die neblige Landschaft. Der schwere Duft dieser offenen, feuchten Erde legt sich drückend auf Herz und Gemüt.

Nun finde ich meine Bauern selten auf dem Felde, sie arbeiten in Scheune und Haus. Sie haben auch wieder Zeit ab und zu ein Raststündchen zu halten. So mancher, der während des Sommers „ata⁵²⁾ an ata“ mußte, sitzt nun ganz gern eine Weile still in der warmen Stube um von mir gezeichnet zu werden. Auch die Jungbäuerin, die neulich ins Nachbarhaus eingezogen ist, hat endlich Zeit, sich in ihrer neuen Würde malen zu lassen.

Weiß Gott wie sich das immer so schnell herumspricht, ich habe kaum mit der Arbeit begonnen, da ist die Stube auch schon voll Menschen. Nachbarinnen kommen, ein fröhliches Plaudern umfängt die Leute. Sie sprechen von Ernte und Tagesgeschehen, und was diese oder jene in der Stadt am Markttag erlebte. Immer wieder hat eine etwas Komisches zu berichten; immer wieder kommt eine dazu und vergrößert den fröhlichen Kreis. Ich bin ganz in meine Arbeit vertieft und höre nicht immer zu, was sie da sprechen. Aber die vertraute Melodie ihrer bäuerlichen Mundart umkost warm und wohligh mein Herz. Plötzlich spüre ich: irgend etwas ist anders geworden; das Lachen ist verstummt und wie ich aufschaue, sehe ich in ernst gewordene Gesichter. Eine Nachbarin ist eben eingetreten und sagt mit trauriger Stimme: „An hotter⁵³⁾ schon gehiert, der alde Pintscher ej gesturba!“ Der alte Pintscher, der gestern noch im Mor-

⁴⁵⁾ Ei ⁴⁶⁾ ein solch. ⁴⁷⁾ Täubchen. ⁴⁸⁾ ein Körnlein. ⁴⁹⁾ die Kleinen. ⁵⁰⁾ sagen.
⁵¹⁾ Abendrot. ⁵²⁾ arbeiten. ⁵³⁾ habt ihr.



Ostschlesische Jungkåuerin (Bielitzer Sprachinsel).

Malermåde von Hertha Strzygowski.



Deutsche Bäuerin aus der Ober=Ohlisch.

Bleistiftzeichnung von Herta Strzygowski.

gennebel die letzten Rüben aus dem Felde zog? Vor kurzer Zeit, am Erntefest, sah man ihn mit seiner stattlichen Frau den Reigen anführen, er tanzte die Spozierpulka⁵⁴⁾ mit einer Hingabe wie ein Junger; und nun soll der tot sein? Aus Arbeit und Leben gerissen? Das hätte sich wohl keine gedacht! „Jou,“ erzählt die Frau bedächtig weiter, „der Drela wuor gestern in Bistray „fihren“⁵⁵⁾. Do kummt har zü eim Häus, sieht har a weiße Frau vor a Tier⁵⁶⁾. An wuor doch windig an kald. „Geist od’ raj, ‘s ej kald“, ruft har zu ihr. Do wuor se verschwunda. Odder de Tier blieb verschlossa. An uff a Fasld wuor au nist ze sahn! Do hot har glej gewußt do drhajm semond gesturwa ei. An ze Haus sen se ehm scho entgegengerennt: „der Vota ej gesturwa! „Jou, jou“, nikt manch eine, „dar Tout zeigt sich ohn.“ Ein Gruseln liegt allen in den Gliedern. Aber eine, es ist eine Inwohnerin⁵⁷⁾ und erst seit kurzem im Dorf, sagt: „Ach, das ist doch alles Aberglauben!“ Aber da kommt sie schön an. „Dos ej heilig wuor!“ versichern alle, „es gibt a Zeicha!“ Sie wird überschüttet mit Beispielen, jede hat etwas dergleichen erlebt. „Wie’s Massa vo dr Schwaster krank wuor“, erzählt die Hojdin, „do ho eche Sajenster gepükt, do sah ich a kienes Massa rennen, gonz weiß, do ho eche glej gewußt, dos es gesturwa ej.“ An wie die Mütter vo dr Mütter ej gesturwa“, sagt die Jungbäuerin, die bis jetzt still zugehört hatte, „do ho hot meine Mütter ej dr Nacht gehiert: „Sofie, Sofie, Sofie!“ Dreimol! Erst leise, donn laut, und wieder leise. Die Mütter ej uffgestanda, hot geschaut, odder nist an neamt gesahn. An uff ä gleiche Stund ej ihre Mütter gesturwa!“ Und wenn das Holz in der Nacht so kracht, so sagt man auch „es gibt a Zeicha“ und das ist heilig wahr, denn wie der Mann von der Schnürrin sollt sterben, hats im Backofen gekracht wie beim Brobacken; sie hat aber nichts drinnen gehabt. Da hat sie gleich gewußt, daß er sterben wird. Auch wenn die Hunde heulen in der Nacht, mit dem Kopf so zur Erde hin, stirbt einer. Jede hat schon ein Erlebnis gehabt, jede hat „Gleich gewußt!“ Und da ist eine, die daran zweifeln will? Ja, es gibt eben so Dinge, „wo mon ni weiß, wie, odder ‘s ej doch asou!“ meint eine der Bäuerinnen eindringlich! Ob sie, die Ungläubige, vielleicht auch nicht weiß, daß mancher Verstorbene zurückkommt und sich den Hinterbliebenen zeigt? „Ej dos a Wunder“, brummt die alte Pieschin unwillig, „ist’a gahn se nej amol ni a Schnupstichla ein⁵⁸⁾ Tota en⁵⁹⁾ Sorg nej!“ Früher hat man dem Toten alles mitgegeben, was er gern gehabt hat. Der Frau den schönsten Drach⁶⁰⁾ und wenn sie fromm war auch das Gebetbuch. Und der Mann hat „a Rappel“⁶¹⁾ mitbekommen, aber nicht aufgesetzt, sondern aufs Polster gelegt. „An wie der Alde ej gesturwa“, erzählt die Pieschin ganz eifrig, „hon se em en Sorg a Pfeif gelegt, an an Tobaksbeutel vull gestoppt, domets ejm ne fahlt dürt.“ „An wenn einer a Brühsock⁶²⁾ wür“, sagt wieder eine andere, „do mü mo a vulle Quittfloß⁶³⁾ metgahn. Of dar Bejl⁶⁴⁾ hot der Totagräber em vüriga Fuhr no a Floß vüll met an Brontwejn gesunda, wie a hot a Grob gegroba. Har hot’s getrunka, ‘s wor gütt.“ „An ej a Kind gesturwa, do hot man ejm ‘s Zitzkassla mit gegahn, an de Toß⁶⁵⁾ au, an olle Lieblingsacha“, weiß eine andere zu berichten. Ja man hat sehr darauf geachtet dem Toten viel mitzugeben „domet⁶⁶⁾ har sechs ne hola kummt“. Denn manchmal kommt der Tote im Traum und jammert: „Siehste, dü host dos vergassa! An dos, an dos fahlt“. Da muß man schnell eine Messe lesen lassen, „domet de oema Seel a Ruh hot“, und was gefehlt hat, muß man ins Grab einschaufeln.

Ueberhaupt hat man die Toten früher ordentlich angezogen. Ein Anzug, den er immer getragen hat, durfte es nicht sein. Und z. B. ein Brautkleid auch nicht, sonst hätte derjenige, der dableibt, kein Glück mehr. Es mußten neue

⁵⁴⁾ schlesischer Tanz. ⁵⁵⁾ Holz führen. ⁵⁶⁾ Türe. ⁵⁷⁾ Eine die nur zur Miete wohnt. ⁵⁸⁾ dem ⁵⁹⁾ in den. ⁶⁰⁾ schlesische Frauenhaube. ⁶¹⁾ eine Kappe. ⁶²⁾ Säuser.

⁶³⁾ Schnapsflasche. ⁶⁴⁾ in Biala. ⁶⁵⁾ die Puppe. ⁶⁶⁾ damit.

Kleider sein! Aber die Nähte durften keinen Knoten haben, nicht einen einzigen Knoten! Sonst mußte der Tote immer wieder auf die Erde zurück. Und anziehen mußte ihn ein Fremder, damit es nicht heißt: „Du mußt schon gehn!“ Da war eine solche Frau im Dorf, die hat alle Toten angezogen, Männer und Frauen. Aber früher haben sie dem Toten nichts angezogen, haben ihn nur in ein Leintuch gewickelt. Die Hofdin weiß das ganz genau, denn eine Frau hats ihr erzählt, die war sehr alt und das war wie sie noch ganz klein war, so vor 150 Jahren kannm an rechnen: „Do ej a kleines Kindla gesturwa. An de Mütter hots oß in Windala eigwickelt an so ein Sorg gelegt. An ejmol hats a Mütter geträumt, do ihr Kindala beim Bett stejt, an hots gefest⁶⁷⁾: „eche ho ka Hemdala oh, an de Engala klatscha mer emmer uffs Duppla⁶⁸⁾! No, do hot de Bob⁶⁹⁾ ajner andern dos erzählt, an de sojt: „Wester⁷⁰⁾ wos, do dos Kindala a Ruh hot, do koißt a Hemdala an gejt uff a Friedhof an scharrts uff a Grabla ej.“ An richtig, so hot asou gemocht, an wes se ging sahn später, do wurs Hemdala weg, do hot seichs de orma Seel geholt. An vo dar Zeit zijn se olle oh; an wos se hon am liewsta gehott, das gan se met.“ Andächtig haben alle der Hofdin zugehört; da und dort fliegt ein prüfender Blick zur Inwohnerin, ob sie wohl endlich überzeugt sei. Und trotzdem die Frau schon ganz eingeschüchtern da sitzt, mit großen Augen und etwas grünem Gesicht, lassen die Bäuerinnen nicht nach. Immer wieder weiß eine noch etwas von diesen Dingen zu erzählen, Selbsterlebtes, oder was sie von Mutter und Großmutter darüber gehört hat, und man merkt es der Eindringlichkeit ihrer Stimmen an, daß sie damit die Ungläubige in ihrer Mitte überzeugen wollen.

Vom Begräbnis sprechen sie dann, und die älteren der Frauen meinen bedauernd, das wäre jetzt auch nicht mehr so schön wie früher: Denn da ist gleich nach dem Tod einer ins Dorf gegangen, es allen zu melden und zum Begräbnis singen und „zur Leich“ zu bitten. Am Abend sind dann alle Verwandten gekommen, um beim Toten zu wachen, zu beten und zu singen; einer von ihnen war der Vorsänger. Das ging jeden Abend so bis zum Begräbnis am dritten Tag. Da sind dann im Trauerhaus erst alle bewirtet worden, die Träger mit Brändze und Branntwein, die andern mit Raffee und zwei Butterhörnern; wenn man dann den Toten aus dem Haus trug, mußte man mit dem Sarg dreimal auf die Schwelle klopfen, damit er nicht wiederkommt. „Odder hindern Surg, do senn se nej asou gegonga wie izta, so zwej, an zwej, an de Boba an met de Kloppe asou gemescht!“ kritisiert die Pieschin unwillig. „Do senn se gegonga: zuirsch⁷¹⁾ de Boba an noch a de Kloppe⁷²⁾, an noch a de fremde Lost, an sou brejt als de Stroß wuor. An do ej mon gonz stillatg⁷³⁾ gegonga, oß die Muhsik hot asou schejn gespilt.“ Nach dem Begräbnis sind alle in ein Gasthaus bestellt worden, denn: „mo werd doch nej a Tota hasmtrojn⁷⁴⁾, mo mü doch's Leid vatrinka gejn!“ Da stand dann einer mit einem Korb voll Kuchen und der zweite mit einer Flasche voll „Kwitt“⁷⁵⁾. Und da sind alle Leute der Reihe nach gekommen, wie zu einem Opfer, und jedem wurde ein Gläschen Branntwein geschänkt und ein Kuchen gegeben. Und da hörte man immer: „Gutan Owed, donk schejn, güte Nocht“ — gutan Owed, donk schejn, Goot's Noma“, das ging so bis zum Letzten. Dann saßen sie noch beisammen an einem langen Tisch und jetzt erst durfte über den Toten gesprochen werden; denn so lang er im Hause und nicht begraben war, durfte man nichts sagen, da hörte er alles. Aber jetzt konnte man sprechen wie es wirklich war, von Krankheit und Sterben und wie er sich im Leben verhalten hat, konnte ungehindert loben oder schimpfen. „Jou, jou“, sagt die Pieschin lächelnd, „Kwitt, ej Ploppawasser⁷⁶⁾! An nischt⁷⁷⁾

⁶⁷⁾ geweint. ⁶⁸⁾ Hinterteil, aus dem polnischen. ⁶⁹⁾ Frau. ⁷⁰⁾ wißt ihr. ⁷¹⁾ zuerst. ⁷²⁾ Männer (aus dem Polnischen „chłop = Bauer). ⁷³⁾ still. ⁷⁴⁾ heimtragen. ⁷⁵⁾ Schnaps. ⁷⁶⁾ Plapperwasser. ⁷⁷⁾ nachher.

hot mon no bei dar Püdl⁷⁸⁾ an „Steßbranntwajn“⁷⁹⁾ getrunka, do hot monche Bob a Viertele gefast, an hot ein under a Schürz gehalda, an do ma hot „güte Nocht“ gesuet, do suet se: „wurt od wurt, er hot“⁸⁰⁾ noch von mir kan „Keil“⁸¹⁾ getrunka“. Do es fürkumma, dos moncher Kloppe es vo dar Leich gekumma, an hot od asou gesunga wie vo a Hochzeit!“ Zu Hause ist dann das Bett des Verstorbenen gleich herausgestellt und der Strohsack verbrannt worden. Aber die anderen Sachen des Toten durften sechs Wochen lang nicht berührt werden. Nach sechs Wochen ließ man eine Messe lesen. Aber getrauert wurde lange, denn wo man kurz trauert, sagt man, stirbt bald wieder einer.

Mitten im Erzählen halten die Frauen erschrocken inne, denn draußen im Flur hört man ein Poltern und Stampfen, ein Aechzen und Schnauben. Und wie jetzt gar an der Tür getastet und geklopft wird, rücken alle in der dämmrigen Stube zusammen, sogar die Inwohnerin duckt sich mit ängstlichen Augen. Aber Angst und Spannung lösen sich in ein befreites Aufatmen und Lachen, denn der da hereinstolpert, ist weder ein wiederkkehrender Toter noch irgend ein unheimliches Wesen, sondern der alte Witka, der Briefträger. Den zerdrehten Hut hat er wie immer etwas schief auf dem Kopfe, die große Ledertasche mit den Briefen an der Seite und einen dicken Stock in der Hand. Er bringt heute keine Post, er kommt nur so „uff a Trotsch“⁸²⁾. „Dos trifft sich mer host gütt“, sagt er über sein ganzes faltiges Gesicht lachend, als er die vielen Frauen sieht, „do weiß mo ni, welche dos mo sich füll nahma!“ Und er geht richtig suchend den Kreis der Frauen ab, rückt da und dort einer unternehmungslustig nahe, daß die sich lachend wehren muß: „Du Kalla Du, gesset weg met dajm nossa Schnauzer!“⁸³⁾. „Luitla, Luitla“⁸⁴⁾, mahnt die Pleschin mit gedämpfter Stimme, „locht nej, sei a Toter es dr Nochtwerschaft“⁸⁵⁾. „Jou, jou“, nicken sie, sich besinnend. Und als wollten sie ihr fröhliches Lachen wieder gut machen, seufzen sie und klagen: „s’ej a Krutz, do har hot starwa müßa, der alde Pintscher, wisters“⁸⁶⁾ scho, Vetter Witka, wo har doch gestern no gelebt hot! Oh Jerum, jerum!“ „Eche weiß scho, Gott geb ihm a ewige Ruh“, sagt der Alte ernst und hebt für einen Augenblick seinen grün-schimmernden Hut. „Odder Bowa, nej keßt, har hots überstonda, har hots gütt!“ „Jou wenn ma dos so wist, wie’s dürt es!“ meint eine Alte bedächtig, „wenn se asou en: Traum kumma, an mo frog se: ‚weß hot ers dürt?‘, do gahn se ka Unt-wurt nej, an verschwind!“ „Dos se nist sojn, wie’s dürt es . . .“ wundert sich auch die Hofdin. „Odder Luitla“, sagt der alte Witka und der Schalk blickt ihm schon wieder aus seinen Augen, „gütt hon se’s, kunnts mer glawa“⁸⁷⁾. Kennt er ne dos Liedla vo da himmlischa Freusda? Eche kunn’s euch singa, donn westers wie ’s em Himmel wird senn!“ Und teils um die Frauen zu trösten, in der Hauptsache aber, weil er wieder „a kienes Regala em Koop hot“⁸⁸⁾ und die Welt nicht traurig sehen kann, singt er mit seiner alten, brüchigen Stimme das Lied vo de himmlischa Freusda:

Wenn wer wan en Himmel komma,
Hot de Plog a End genomma;
Do hot’s ka Fidel an kaj Klause,
’s wohna Olle em groußa Hause.

Hopsasa!

Ku r: Heißa! hopsa reiwer an neßwer,
Geß mer’s Goschla“⁸⁹⁾, ech ga der’sch weßder!

Hopsasa!

⁷⁸⁾ Ladentisch. ⁷⁹⁾ d. h. ein im Stehen getrunkenener Brantwein. ⁸⁰⁾ ihr habt. ⁸¹⁾ Gläschen. ⁸²⁾ Tratsch. ⁸³⁾ Schnurrbart. ⁸⁴⁾ Leute. ⁸⁵⁾ Nachbarschaft. ⁸⁶⁾ wißt ihr’s. ⁸⁷⁾ glauben. ⁸⁸⁾ einen Rausch. ⁸⁹⁾ gib mirs Mündchen (fuß mich!).

Do ej kaj Ukis' an Steuer,
 Olles wolwel⁹⁰⁾, an nisch't teuer;
 Hopfafa!
 Do hot's ken Omtmon an ken Drowa⁹¹⁾,
 Kaj Schmirasche an kaj Gowa⁹²⁾,
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Do hot's ken Dokter an ken Schender,
 Ken Jurista, an ken Sender⁹³⁾,
 Hopfafa!
 Ken Borgamajster an ken Pater,
 Kaj Polizai, ken Rechtsvertrater.
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Do ej kaj Stecha an kaj Raissa,
 An kaj Zwecka, an kaj Baissa,
 Hopfafa!
 Do ej kaj Elend an kaj Schmaza,
 's zockt a ne maj⁹⁴⁾ aj dam Haza⁹⁵⁾.
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Aj dam Himmel ej a Lawa⁹⁶⁾,
 Do freßt ma de besta Boba⁹⁷⁾,
 Hopfafa!
 Honigschnetta, doo se flecka⁹⁸⁾,
 Do ma mü⁹⁹⁾ de Fenger lecka.
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Do wan wer Olle Rosinka¹⁰⁰⁾ assa,
 An aach's Geld no'm Viertel massa,
 Hopfafa!
 An aach's Gold no'm Funde¹⁰¹⁾ wiega,
 Noje Zeppelpelze kriegga.
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Wenn se wan Trumpeta blofa,
 Wan wer kriegga gale¹⁰²⁾ Hofa,
 Hopfafa!
 An der Kaiser¹⁰³⁾ wet ens macha,
 Doo ma sedh mu poelicht lacha.
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

⁹⁰⁾ wohlfeil. ⁹¹⁾ Soldat. ⁹²⁾ Abgaben. ⁹³⁾ Boten (für die Vorladungen). ⁹⁴⁾ nicht mehr. ⁹⁵⁾ Herz. ⁹⁶⁾ Leben. ⁹⁷⁾ hoher Kuchen. ⁹⁸⁾ heruntertropfen. ⁹⁹⁾ muß. ¹⁰⁰⁾ Rosinen. ¹⁰¹⁾ nach dem Pfunde. ¹⁰²⁾ gelbe. ¹⁰³⁾ Pfeifer.

Wenn der Dubelsack wet bromma,
An de grouße Vorber¹⁰⁴⁾ somma,
Hopfasa!
Do wan wer Olle jucksa¹⁰⁵⁾, senga,
An wie de jonga Böckla sprenga.

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

Grendeln od an Betterfische¹⁰⁶⁾,
Hot ma immer of em Tische,
Hopfasa!
Gette Farkeln¹⁰⁷⁾ lon¹⁰⁸⁾ wer brota.
Jonga Hühnla lon wer sota¹⁰⁹⁾.

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

Grassa wan wer, doo wer relpsa¹¹⁰⁾,
Nischt vo Urwes¹¹¹⁾, nischt vo Pelza¹¹²⁾.

Hopfasa!

Kwargla od na Pauerfölsla¹¹³⁾,
Schwainafleisch an Lawerkleisla¹¹⁴⁾.

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

Grassa wan wer, wie de Terka¹¹⁵⁾,
Ajerfack met frescha Sperka¹¹⁶⁾,

Hopfasa!

Doo se zwescha'n Jähn' wan kraisscha¹¹⁷⁾,
An aach's Fett vom Bort wet trasscha¹¹⁸⁾.

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

Grassa wan wer, wie de Fersta¹¹⁹⁾,
Sauerkraut met Lawerwersta¹²⁰⁾.

Hopfasa!

A Wain wan wer wie Wosser schöppa,
Saufa od aus goldna Töppa.

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

Hon wer ens Olle sot gesoffa,
Do gesht ma ais Bette schlofa,

Hopfasa!

Schlofa wan wer, doo wer schnorda,
Rafner of a Sajger¹²¹⁾ hordha!

Hopfasa!

Rur: Heisa! hopfa! etc.

¹⁰⁴⁾ Bassgeige. ¹⁰⁵⁾ juckzen. ¹⁰⁶⁾ Bitterfische. ¹⁰⁷⁾ Ferkeln. ¹⁰⁸⁾ lassen. ¹⁰⁹⁾ sotten.
¹¹⁰⁾ = aufstößen. ¹¹¹⁾ Erbsen. ¹¹²⁾ Pilze. ¹¹³⁾ Bauernsaß. ¹¹⁴⁾ Leberknödel. ¹¹⁵⁾ Türken.
¹¹⁶⁾ Speckstücke. ¹¹⁷⁾ krachen. ¹¹⁸⁾ tropfen. ¹¹⁹⁾ Fürsten. ¹²⁰⁾ Leberwürste. ¹²¹⁾ Uhr.

Ej dos ne a schefnes Lawa?
 Gíng's ens ock a ne dernawa¹²²⁾!
 Hopfafa!
 Herr! lo ens dai Gebote halda,
 Do wer ne de Tür verfahla¹²³⁾!
 Hopfafa!
 Kur: Heifa! hopfa! etc.

Jakob Rech

Der Weg in die Heimat.

Wir drucken den folgenden Abschnitt aus einer Erzählung Rechs ab, weil er einen guten Einblick in das Leben einer deutschen Siedlung in Ostgalizien, kurz nach dem Weltkriege, gewährt. Der Herausgeber.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt, die über zwei Wochen gedauert hatte, kam Rudolf eines Abends müde, hungrig und verlaust in Neudorf an. Von einem Mädchen erfuhr er, daß seine Angehörigen in Kaufmanns Garten wohnten. Langsam schleppte er sich weiter, endlich war das Ziel erreicht. Durch die Fenster der Ruine wagte sich nur ängstlich ein müder Lichtschein hinaus in die tiefe Dunkelheit, die alles beherrschte.

Rudolf klopfte leise an und trat ein.

Liesel, die am Herde stand, ließ vor Schreck den Kochlöffel fallen und schrie laut auf. Josef, Milli und Hilde stürzten aus dem angrenzenden Zimmer in die Küche, und selbst die Mutter richtete sich auf ihrem Krankenlager auf.

Nachdem alle Rudolf begrüßt hatten, versuchte er umständlich seine Rückkehr zu erklären, doch Josef fiel ihm ins Wort und fragte:

„Hast Du denn nicht gewußt, daß wir hier einen neuen Krieg haben?“

„Das schon, aber ich dachte, es wären nur kleinere Kämpfe mit den Polen.“

„So siehst Du aus! Das geht bei uns ganz wild durcheinander. Die Polen kämpfen gegen die Bolschewiken und Ukrainer, und diese wieder gegen die Polen und Bolschewiken, und höchstwahrscheinlich werden die Rumänen, die gegen die Ungarn und Bolschewiken kämpfen, auch noch den Ukrainern den Krieg erklären.“

„Das habe ich allerdings nicht gewußt!“

„Ja, ja — aber sag, wie kamst Du durch die Linien?“

„In Sambor wurde ich von den Polen verhaftet und vier Tage lang festgehalten. Da machten die Ukrainer ganz unerwartet einen Vorstoß, und die Polen mußten zurück. Ich wurde befreit und erhielt einen Passierschein, den mir übrigens ein Deutscher ausgestellt hat.“

„Und konntest Du nicht noch einige Wochen mit der Rückreise warten, oder hast Du die Anstalt verlassen müssen?“

Als auch die Schwestern ähnliche Fragen stellten, sagte die Mutter:

„Macht ihm lieber Badewasser und ein ordentliches Bett zurecht. Er wird bestimmt nicht leichtsinnig fortgelaufen sein.“

Am nächsten Tage, als Rudolf ausgeschlafen hatte, erzählte er Josef alles, und zuletzt sagte er:

„Ich habe mich entschlossen hier zu bleiben. Was meinst Du, wird mich die Gemeinde wollen?“

„Warum nicht! — derzeit bin ich ihr Lehrer. Eine Zeitlang war es Hilde, aber als ihr Vater starb und wir uns verlobten, übernahm ich die Stelle.“

¹²²⁾ daneben.

¹²³⁾ verfehlen.

Als Rudolf schwieg, fuhr Josef fort:

„Du brauchst keine Angst zu haben; denn wenn sich hier alles ein wenig beruhigt haben wird, verkauft Hilde ihr Haus, und wir ziehen nach der Steiermark.“

„Und wohnt sie jetzt ganz allein?“

„Nein, Ortner und Volze sind bei ihr. Sie hat nur ein Zimmer behalten. Die Juden hätten das Haus gern gemietet, aber ich war dagegen.“

„Und was macht Mesner?“

„Mit dem Umsturz kam er gleich zurück, und daß er uns nicht gut gesinnt ist, weißt Du ja. Der Hilde hat er unlängst gesagt: Sie ärgern mich gründlich, aber ich weiß, daß Sie mich trotzdem heiraten werden. Sie hat sich zwar ganz entschieden solche Unrempelungen verboten, scheint aber doch ein wenig beunruhigt zu sein, denn er besitzt noch immer die Wechsel ihres Vaters.“

„Nehmt Euch in acht, er ist gefährlicher, als man denkt. Und wie geht es in der Gemeinde? Sind die Kriegsgefangenen und Frontsoldaten schon zurück?“

„Nur Heuchert, Haberstock und Bauer, denn es ging ja gleich im November bei uns los, in Stanislaw wurde die Ukraine ausgerufen, und überall wurden die Grenzen gesperrt.“

„Und wie vertragt Ihr Euch augenblicklich mit den Ruthenen, den neuen Herren?“

„Nicht schlecht, aber auch nicht gut. Es ist schon viel, daß wir seit Vaters Tode weder bestohlen noch überfallen wurden. — Vielleicht auch nur deshalb, weil wir nichts besitzen. Es wird aber noch kommen, denn der frühere Gemeindevorsteher von Monaster heßt fleißig gegen uns und schreit herum, die Neudorfer werden auswandern müssen, ohne etwas verkaufen zu dürfen. Aber der schlimmste Hecker ist gar nicht der frühere Wuit¹⁾, sondern der Nastule.“

„Wieso?“

„Vor zwei Wochen gingen die Radny²⁾ von Monaster nach einer Gemeindefürsorge zu ihm in die Schenke. Als einige seiner Schuldner betrunken waren und ihn schlagen wollten, schrie er: was wollt ihr von mir? Hab ich euch gerufen, oder seid ihr allein gekommen? Hab ich euch mein Geld nachgetragen, oder habt ihr es mir herausgebettelt! Eure Felder sind mir zwar verpfändet, aber was hab ich davon? Ihr erntet weiter, und ich muß sogar noch eure Frucht und euer Vieh verkaufen! Ich muß euch Waren bringen, die mir oft gar nicht bezahlt werden. Ich muß euch dienen, schlimmer als ein Knecht — und was hab ich davon? Nichts! Schlagen und ausrauben wollt ihr mich, und ich hab euch doch nichts genommen. Warum geht ihr nicht zu den Deutschen, die euch das beste Land gestohlen haben? Nun? Warum geht ihr nicht? Weil ihr feige seid! Weil ihr die Deutschen fürchtet! — Und es wäre bestimmt auch schon längst zu einem Ueberfall gekommen, wenn nicht der Pfaffe die Kerle ein wenig in Zucht halten würde. Er ist ein anständiger Kerl.“

„Ich hoffe“ sagte Rudolf, — „daß diese Herrschaft nicht mehr lange dauern wird.“

„Wieso?“

„Weil die Ukrainer bei Lemberg vernichtend geschlagen wurden.“

„Du meinst, die Polen kommen bald. Dann würden wir es bestimmt noch schlimmer haben. Ich kenne diese Kerle vom Militär her. In ihrem Hass gegen alles was deutsch ist, werden sie von keinem anderen Volke übertroffen; aber schließlich ist es schon einerlei, wie die Entscheidung ausfällt, denn wir haben hier nichts mehr zu essen. In Bittkow mußten die Betriebe eingestellt werden, denn so ziemlich alle Beamten, besonders die Polen, sind geflohen, und mit dem Bauen in der Stadt hält sich jeder noch zurück. Unsere Leute borgen fleißig bei den

¹⁾ Gemeindevorsteher.

²⁾ Gemeinderäte.

Juden und verpfänden die kommende Ernte. Diese Blutsauger werden kein schlechtes Geschäft machen, denn der Vater hat im Herbst über ein Drittel aller Felder mit Winterroggen angebaut. Auch der Meßner will bei diesem Handel nicht leer ausgehen. Er borgt gleichfalls, und weil er sich in nächster Zeit neben der Mühle noch eine Säge einzurichten gedenkt, hat er bereits unseren Leuten ihr Bauholz abgekauert."

"Aber woher haben die Juden solche Mengen von Lebensmitteln?"

"Bestimmt von den Heereslieferanten, die alle ohne Ausnahme Juden sind. So war es ja auch in Oesterreich. Und dann erzählen sich die Leute ganz offen, daß vieles, was die Soldaten beschlagnahmen, einfach zum Juden wandere. Hier waren schon etliche Untersuchungskommissionen, aber niemals wurde etwas gefunden."

"Und weshalb?"

"Weil jedesmal die Rudlaja³⁾ schon einige Tage vorher benachrichtigt waren. Aber der Pfaffe von Monaster sagt, es müsse ihm doch noch gelingen, den Juden und auch dem Meßner ganz unangemeldet eine Kommission auf den Hals zu heften."

"Hoffentlich verkaufen die Leute kein Feld!"

"Sie würden schon, aber das ist so gut wie unmöglich, denn das österreichische Geld, das die Leute noch besitzen, will niemand mehr nehmen, und das ukrainische hat fast gar keinen Wert. Noch vor einem Monat nahmen die Juden viel lieber österreichische Banknoten, die sie nach Wien und Prag schmuggelten. Jetzt hat auch das aufgehört."

Rudolf setzte sich im Bette auf und sagte:

"Du erzählst mir schlimme Dinge. Und hast Du auch schon nachgedacht, wie man den Leuten helfen könnte?"

"Nachgedacht! — Alle denken wir nach. Ich habe mit dem alten Bieber, der jetzt Schulz ist, verschiedenes erwogen, ohne einen geeigneten Ausweg zu finden. Und dann ging ich nach Stanislaw und bat den Pfarrer um Hilfe. Er sah mich ratlos an, dann führte er mich in sein Flüchtlingslager, das er in seiner Gemeinde unterhält. Es bleibt uns vorderhand wirklich kein anderer Ausweg, als zu borgen und auf eine gute Ernte zu hoffen."

"Und kann niemand Arbeit finden?"

"Hilde und Liesel Schneider, und einige Mädels dienen in der Stadt bei Juden, aber das ist auch alles."

"Und die Burschen?"

"Mußten sich bis vor kurzem versteckt halten, um nicht eingezogen zu werden; aber Werstlers Philipp, Schusters Peter und Adams Jorg sind doch geschnappt worden. Bald darauf kam zwar ein Befehl, daß die Deutschen nicht zum Militärdienst gezwungen werden sollen, aber die Drei sind bis auf den heutigen Tag nicht freigelassen worden. Es kämpfen ja viele Deutsche freiwillig, hauptsächlich Offiziere und Unteroffiziere mit den Ukrainern. Koch und Alee aus den Nachbargemeinden sind sogar Divisionsgenerale. Leider haben sich die Deutschen nicht einheitlich entschieden, denn wie man hört, sollen auf polnischer Seite auch sehr viele kämpfen. Und doch bringen uns diese Opfer keinen Nutzen, denn unsere Not wird immer größer. Es ist noch ein Glück, daß die Gemeinde einige Rüge besitzt. Im ganzen sind es fünf, und drei davon hat der Vater im Herbst angeschafft. Sie stehen beim alten Bieber, der jeden Tag die Milch verteilen muß. Ich fürchte aber, wir werden eine oder auch zwei Rüge bald verkaufen müssen, denn die Soldaten haben uns sehr viel Heu beschlagnahmt."

"Und wäre es nicht klüger, die Pferde zu verkaufen?"

³⁾ Bezeichnung für Juden.

„Wir haben ja nur noch zwei, die kann die Gemeinde jetzt im Frühjahr unmöglich entbehren. Eins besitzt der Bieber und eins der Heuchert, die anderen sind beschlagnahmt worden.“

Rudolf stand auf und ging in das Dorf.

Als er zurückkam, sagte er zu Josef:

„Es ist ja alles noch viel schrecklicher, als Du mir erzählt hast. Die Leute sehen elend aus, viele Kinder sind krank. Hier muß sofort geholfen werden.“

„Muß! Muß! — Ich hinder Dich ja nicht! Hilf, wenn Du kannst!“

Rudolf gab keine Antwort. Er verließ das Zimmer und ging hinaus in die Felder, um über die Rettung des Dorfes nachzudenken. Es war Ende März. Die Acker lagen noch erstarrt da, doch lebte über ihnen die frohe Gewißheit, daß die Saat bald wachsen und Frucht bringen würde. Ein Werk der Gemeinschaft — dachte er — und jede echte Gemeinschaft kann selbst aus Wenigem ewige Kräfte und neues Leben wecken. — Und plötzlich war ihm zu Mute, als erweitere sich diese Gemeinschaft über die engen Grenzen des Dorfes hinaus und ziehe einen Kreis um die nächstliegenden deutschen Siedlungen, die nicht so furchtbar unter den Schrecken des Krieges gelitten hatten. Eine frohe Gewißheit erfüllte sein Herz. Er wollte nach Hause eilen, aber dann ging er zum Friedhof und suchte das Grab seines Vaters. Bald war es gefunden. Auf einem wuchtigen Eichenkreuz standen die Worte: „Hier ruht in Gott Friedrich Walther, Lehrer und Schulze der Neudorfer Gemeinde.“ Rudolf nahm den Hut ab und faltete ergriffen die Hände. Ein wehes Gefühl würgte in seiner Kehle, die Augen füllten sich mit Tränen. An ein solches Wiedersehen hatte er vor einigen Monaten nicht gedacht. Regungslos blickte er vor sich hin, denn über dem Grabe rief die Erinnerung ein Leben zurück, das seinen Sinn darin gefunden hatte, für andere zu wirken und sich hinzugeben. Vater — rief es in Rudolf — Dein Werk soll nicht zerbrechen, ich will es weiterführen in Deinem Sinne. Und als er dann nach Hause kam, sagte er zu Josef:

„Ich weiß schon, wie ich dem Dorfe helfen soll.“

„Da bin ich wirklich neugierig.“

„Lach nicht, denn noch heute gehe ich an die Ausführung meines Planes. Schon in nächster Zeit fahre ich in die umliegenden deutschen Gemeinden, wo ich für unsere Leute Saatgut, Lebensmittel, Kleider und Geld sammeln werde.“

„Bist Du verrückt geworden? Jetzt fahren, wo es auf allen Landstraßen so unsicher geworden ist? Und dann: welche Gemeinde besitzt noch soviel, um andere unterstützen zu können? Wenn Du nichts Besseres weißt, dann — —“

„Still Josef, es darf nichts unversucht bleiben. Ich gehe jetzt zum alten Bieber. Kommt Du mit?“

„Nein!“

Rudolf ging allein. Es fiel ihm nicht schwer, den Alten für seinen Plan zu gewinnen. Nur Heuchert wollte sein Pferd nicht geben, aber schließlich willigte er doch ein, als Bieber die Bürgschaft übernahm.

Es dauerte noch einige Tage, bis Rudolf die nötigen Papiere beisammen hatte, und dann fuhr er los. Volz und Haberstock begleiteten ihn, und bereits nach einer Woche kamen sie mit einem vollbepackten Wagen zurück.

Es ging ein Aufatmen durch die Gemeinde.

Die Leute lobten Rudolf, und viele sagten zu ihm: „Lehrer muscht Du bei uns werre, un wann Du geheirat hoscht, aach unser Schulz.“

In den nächsten Tagen arbeitete jung und alt mit Eifer und Freude auf den Ackern, und Rudolf half fleißig mit; aber dann machte er sich wieder auf den Weg, denn das mitgebrachte Saatgut reichte nicht aus, um die Felder auch nur notdürftig zu bestellen. Diesmal fuhr an Stelle der beiden Burschen Volz und Haberstock nur Josef mit.

Sie kamen in eine Gemeinde, die unter den Schrecken des Krieges ziemlich gelitten hatte. Trotzdem half jeder gern und gab, was er entbehren konnte.

Dann beeilten sich die Brüder mit der Heimfahrt, denn von der Front kamen beunruhigende Nachrichten, und die Gültigkeitsdauer des Passierscheines lief bereits in drei Tagen ab. Unzählige Male mußten sie sich auf der Rückfahrt ausweisen, da viele Soldaten weder lesen noch schreiben konnten, waren sie oft gezwungen, stundenlang auf einen Entscheid zu warten. So kam es, daß sie nicht zur festgesetzten Zeit zurückkehren konnten. Zum letztenmal wurden sie an einer wichtigen Straßenkreuzung vor dem Städtchen Nadworna angehalten. Der Wachkommandant erklärte den Passierschein für ungültig, nach längerem Verhandeln rollte er ihn zusammen und zündete sich am Wachtfeuer eine Zigarette an. Die Soldaten lachten, die Brüder konnten nur mit Mühe ihre Erregung meistern. Dann mußten sie, von drei Soldaten begleitet, bis zu einem Wirtshaus fahren, das, zusammen mit einem verwahelosten Gutshofe etwas abseits von einer ukrainischen Siedlung stand. Hier sollten die Lebensmittel abgeladen werden.

Es dämmerte bereits.

In der Haustüre erschien ein schwarzbärtiger Jude, der sich sehr ergebungsvoll vor den Soldaten verneigte. Zwei von ihnen gingen in die Schenke, der dritte sollte das Abladen beaufsichtigen.

„Es steht schlecht!“ — flüsterte Josef — „wir müssen das Weite suchen.“

Rudolf machte sich an einem Sacke zu schaffen und fragte:

„Aber wie?“

„Mit den Pferden! — Paß nur auf!“

Der Soldat hob drohend den Gewehrkolben und schrie:

„Los, los!“

Die Brüder trugen ganz langsam einige Sack Kartoffeln in die Schenke.

Dem Soldaten währte das Abladen zu lange. Er stellte sein Gewehr an den Wagen, nahm einen Sack Getreide auf den Rücken und ging schwankenden Schrittes zum Wirtshaus.

In den Augen der Brüder blitzte es auf. Josef kommandierte leise:

„Du — zu den Pferden, ich nehm' das Gewehr!“ und schon schwangen sich beide auf den Wagen und galoppierten wie wahnsinnig davon.

Die Soldaten rannten fluchend aus der Schenke. Josef schrie:

„Leg Dich platt nieder!“ — und gleich darauf pffiffen ihnen auch die ersten Kugeln nach.

Josef erwiderte dreimal das Feuer, dann wurde es ruhig.

Rudolf hieb noch einmal ganz kräftig auf die Pferde ein, dann wandte er sich nach dem Bruder um. Dieser kroch sehr vorsichtig zurück und flüsterte erschrocken:

„Ich habe einen getroffen.“

„Tot?“

„Nein — verwundet — er mußte geführt werden.“

Rudolf schwieg betroffen, gleich darauf aber sagte er Josef bei der Hand und rief entsetzt:

„Du bist ja auch verwundet!“

„Am rechten Oberarm — — aber zuerst müssen wir von der Straße weg, denn wenn die uns erwischen, — — — dort kommt die Hutweide. Bieg ab! Wir müssen über den Fluß, dann in den Wald, ehe es ganz dunkel wird.“

Eine zeitlang kam der Wagen auf dem weichen Rasen ganz gut vorwärts, aber dann geriet er zwischen Walcholdersträucher die immer dichter wurden.

Josef wurde ärgerlich und brummte:

„Zum Kukuck, wo fährst Du herum! Her mit der Leine!“

Rudolf gab keine Antwort.

Die Pferde schnaubten und der Wagen hob und senkte sich wie ein Schiff auf unruhiger See. Endlich kamen sie an den Fluß, der eigentümlich rauschte und dunkel glänzte.

Rudolf sprang kurz entschlossen vom Wagen, entkleidete sich und überquerte solange an verschiedenen Stellen das reißende, eiskalte Wasser, bis er eine geeignete Ueberfahrt gefunden hatte.

Eine halbe Stunde später war der Wald erreicht. Hier wurde Rast gemacht, die Wunde notdürftig verbunden und auf den Morgen gewartet.

Ganz zeitig in der Früh machten sich die Brüder auf den weiteren Weg, doch mit dem Wagen konnten sie nicht vorwärts kommen. Sie suchten ein Versteck und luden das Gerettete, mit Ausnahme der Kartoffeln, auf die Pferde.

Auch ohne Wagen war es noch schwer in den Wäldern vorwärts zu kommen, aber bis zum Spätnachmittage, hatten sie es doch geschafft. Vor ihnen lag unten im Tale Neudorf.

Nun überlegten die Brüder, ob es nicht ratsamer wäre, erst bei hereinbrechender Dunkelheit in das Dorf zu gehen. Als sie zu keinem Entschluß kommen konnten, sagte Josef:

„Es ist am besten, ich gehe zunnächst zu Hilde. Die wird ja wissen, ob wir gesucht werden, oder nicht.“

Rudolf war mit diesem Vorschlag einverstanden, und Josef ging.

Nach etwa einer Stunde kam er zurück schon von weitem rufend:

„Freu Dich, es ist keine Gefahr!“ Als er näher gekommen war, fuhr er fort: „Trotzdem werden wir nicht nach Neudorf gehen, denn der Meßner ist seit drei Tagen kommissarischer Schulz, und heute nachmittag übernimmt er beim Bieber die Gemeindefkanzlei.“

„Der hat uns gerade noch gefehlt! Und der alte Bieber?“

„Bleibt weiter Vertreter, bestimmt nur der Gemeinde zuliebe. Auch die Kanzlei bleibt in seinem Hause, damit die Leute nicht bis zum Meßner laufen müssen.“

„Und was sagt Hilde?“

„Darüber hab ich mit ihr noch nicht viel gesprochen, denn ich mußte erzählen. Mensch, die war nicht wenig erschrocken, und sie fürchtete, daß unsere Geschichte doch noch ein böses Nachspiel haben könnte. Dann hat sie geschimpft, daß Du mir die Wunde so schlecht verbunden hast, und daß Du so leichtsinnig durch das kalte Wasser gewatet bist. Aber komm jetzt, sie wartet auf uns mit einem kleinen Imbiß.“

Und als dann die Brüder bei Hilde waren und tüchtig drauf los aßen sagte sie:

„Ich hab Euch auch eine Geschichte zu erzählen.“

„Leg los!“ — sagte Josef mit vollen Backen kauend.

„Raum wart Ihr fort“ — begann sie — „da glaubte Meßner, mich auf Schritt und Tritt verfolgen zu müssen.“

Nun hörte Josef auf zu essen, und Hilde erzählte weiter:

„Da ich ihn jedesmal kurz abfertigte, versuchte er eine Aussprache zu erzwingen. Vor fünf Tagen fuhr er bei mir mit sieben Sack Kartoffeln vor, die er der Gemeinde schenken wollte, aber nur durch mich. Ich wies natürlich sein Ansinnen zurück. Ihm liefen vor Wut die Stirnadern an, doch er beherrschte sich und sprach zu mir: Sie verstehen mich falsch. Ich wollte nur sagen, daß ich ihnen gern jeden Wunsch erfüllen würde. Selbstverständlich schenke ich die Kartoffeln der Gemeinde bedingungslos. Als er draußen war, meinte Liesel: der kommt bestimmt nicht wieder, aber vorgestern kam er doch und wollte mich unbedingt allein sprechen. Als ich darauf nicht einging, entnahm er seiner Brusttasche die Wechsel meines Vaters und sagte: denken sie nicht, daß ich ihnen schaden will. Hier nehmen sie bitte. Das hatte ich allerdings nicht erwartet. Einen Augenblick hielt ich die Schuldscheine unentschlossen in der Hand, dann fragte ich: wollen sie ein Anrecht gut machen, oder mir etwas schenken? — Weder das eine noch das andere — gab er zur Antwort — sondern — — aber Liesel ließ ihn nicht aussprechen. Sie riß mir die Wechsel aus der Hand, warf sie ins Feuer und

rief: fort mit dem Zeug und fort mit ihm. Er sah uns wütend an, und im Fortgehen sagte er zu mir: wir werden uns noch sprechen — — nicht mehr hier — — sondern bei mir."

Die Brüder waren außer sich. Josef sagte immer wieder:

"Dem werd ich das Drohen abgewöhnen! So ein Schwein!"

Hilde versuchte ihn zu beruhigen, und schließlich sagte auch Rudolf:

"Sie hat recht! Wir müssen zunächst mal abwarten. Wichtiger ist jetzt, daß wir beraten, wie wir der Gemeinde helfen sollen. Was meinst Du, Hilde?"

"Was soll ich sagen. Ich weiß nur, daß es mit Euren Fahrten zu Ende ist."

Rudolf nickte, ging eine Zeitlang unruhig im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und sagte:

"Es ist zum Verrücktwerden."

"Ich hätte einen Plan" — sprach Hilde unsicher.

"Nun?"

"Aber er könnte nur mit dem Moschko durchgeführt werden."

"Nein, nein!" — riefen die Brüder, und Rudolf fügte noch hinzu:

"Ein jüdischer Dreh kommt gar nicht in Frage. Ich gehe jetzt in das Dorf. Denkt unterdessen nach, vielleicht fällt mir unterwegs auch noch etwas ein."

Er ging.

Auf der Dorfstraße kamen ihm die Gemeindefühe entgegen, begleitet von einer Schar Kinder, die heftig miteinander stritten. Plötzlich schlug ein halb-wüchsiger Knabe nach einem Mädchen, das fortwährend schrie: „Un ich sa's doch — un ich sa's doch."

Rudolf hielt die Kinder an und fragte:

"Was willst Du sa'n?"

"Herr Lehre, ihns liejt!" — riefen die Knaben.

"Nee, ich liej net!" — verteidigte sich das Mädchen. — „Herr Lehre, sie haben an den Rühren gesoffen — der Peder und der Philipp — ich werde es sagen — dem Biebersvetter."

"Das is net wohl! — das is net wohl!" — riefen ängstlich die Knaben.

Rudolf hätte am liebsten laut aufgelacht, machte aber ein tieferntes Gesicht, nahm einen Jungen leicht am Ohr und sagte:

"Philippche, laaf mol zum Biebersvetter un guck mol, ob dort noch d'r Mesner is."

"Ich geh net!"

"Warum? — Hoscht Du Aengscht? — Dann werd d'r Peder gehn."

"Ich will aach net!" — rief weinerlich der andere.

"Ehr dumme Kerl! — ehr sellt jo nore froe, ob d'r Mesner noch dort is. — Also g'schwind, sunscht schick ich 's Rathrin."

Da liefen beide, aber bald waren sie wieder zurück und riefen:

"Er is noch do."

Rudolf nickte und ging zu Heucherts.

Die Frau war am Brunnen. Er half ihr den Kübel herausziehen und fragte nach dem Manne und den Kindern.

"Der is mit'm Aeltscht fische gang. Hoffentlich fange se was. Un bring'n Ehr uns was Gudes?"

"Net viel. — Desmol is uns bal alles beschlagnahmt wor."

"Gott, ach Gott! — un mer hun schon so uf Euch gewart. — Manche sein wieder die Grumbeere⁴⁾ ausgrawe gang, die se vor par Daag geseht hunh — — um die gründiche Jude borjen nore noch so, daß m'r vor e Kilo Grumbeere ihne im Herbst wer'n e Kilo Frucht abgewe müsse — — und dann borjen se net mol noch jedem."

"Un was macht 's Thilda?"

Die Frau schluckte einigemal, dann sprach sie:

⁴⁾ Kartoffeln.

„Das eßt e Stückelche Schweres Brot beim Moschko. Z'lescht, wie ihns do wor, hot sich's so arich üwer de Ihek beklät. Der gebt ehm nerjets kee Ruh net.“

„Und was sat Euer Mann dazu?“

„Gott, dem kann m'r sowas erscht gar net verzähle. Der dät mer un dem Thilde e Dunnerwedder mache, awer net dem Ihek. De annere Mäd soll's so net besser gehn.“ Sie seufzte schwer und sah in den Brunnen.

Da kam ihr Kleinster weinend angelaufen und schluchzte herzerbrechend:

„E-es — gebt heut — O-ved kee — Millich net!“ „Es gebt — heut o-owed kee Millich net!“

„Na warum dann?“ — fragte sie.

„Weil — weil — die Schmidtin wollt meener hun — do hot se sich rumgezerrt — un — un debei e ganze Krug mit Millich umgestoß.“

„So e Sau!“ — rief die Frau — „die kann aach niemals net genug frien! — Die ment, nore ehre Rinner hä'n Hunger, un unsere könnt'n sich an de Fingercher satt lotsche“. Bei diesen Worten drückte sie das Kind an sich und wischte sich mit der Schürze heimlich die Augen und die Nase.

Rudolf tröstete das Kind, dann zeigte er auf die Fruchtkammer und fragte die Mutter:

„An was macht Frau Kolb?“

„Gott, die tragt an eener schwere Last. Net genug, daß ehr de Mann un de Philipp im Krieg gefall sin, is jetzt aach noch s jüngste Mädchen gestorb. D'r Parre konnt net komme, do hun meer's halt leen begrab, un seit geschter is aach 's Bübche krank. Die Fraa steht kaum noch uf de Füß, un wann s Fräulein Hilde ehr net helfe dät — ich wees net — —“

„Und wie geht'sm Dortiche?“

„Die hot's bei de Jude grad so schwer, wie aach unser Thilda.“

Rudolf hatte genug gesehn und gehört. Er sagte zur Frau:

„Ruf'n die Weiwer z'samme, ich bin gleich wieder do.“

Er ging zu Hilde.

Sie empfing ihn mit sichtlicher Unruhe und sagte:

„Na, Du machst ja gerade kein frohes Gesicht.“

Er setzte sich und fragte:

„Wo ist Josef?“

„Nach Hause gegangen. Er fühlte sich nicht ganz wohl, — die Verwundung wird ihn bestimmt übermüdet haben. Die Pferde hat er bei mir im Garten gelassen. Ich wäre gerne mitgegangen, aber ich wußte, daß Du noch kommen wirst. — Und was bringst Du?“ —

Es ist schrecklich! Man sagt wohl, Not macht erfinderisch, aber ich bin ratlos. — Sag mal, Hilde, haben Ortners und Volze heute Abend etwas zu essen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Du?“ —

Sie schwieg. —

Da blickte er sie forschend an und sprach:

„Du hast nichts zu beißen und willst noch anderen helfen? Ich verstehe Dich nicht!“

„Als Du weggingst, erzählte ich meinen Plan Josef. Er wäre nicht ganz abgeneigt.“

„Nun, was hast Du vor?“

„Mein Haus dem Moschko zu vermieten. Er will den Vertrag gleich für ein Jahr abschließen und mir als Gegenleistung sechzig Zentner Kartoffeln geben. Bedenke, sechzig Zentner Kartoffeln! — Ich habe bereits nach ihm geschickt; er wird gleich hier sein.“

„Und wo willst Du hinziehen? — und Ortners und Volz?“ —

„Die müßten wieder ins Dorf — und ich — — ich denke — — ihr würdet bei Euch noch etwas Platz haben.“

Rudolf stand auf und ging einige Male aufgeregt durch das Zimmer. Da klopfte es, und gleich darauf erschien in der Türspalte das rotbärtige Fuchsgesicht des alten Moschko.

„Störe ich nicht?“ — fragte er grinsend.

„Kommen Sie nur herein“ — gab Hilde zur Antwort.

Der Jude kam näher und blickte sich verstohlen mit gierigen Blicken im Zimmer um.

Hilde bot ihm einen Stuhl an.

Der Moschko setzte sich und sprach:

„Haben Sie mich gerufen — brauchen Sie Geld? — Wollen Sie machen a Geschäft — oder auch der junge Herr Walther? Sind Sie git zurückgekimmten? — Haben Sie gebracht a Sach Lebensmittel? — Aber weshalb sind Sie gekimmten ohne Wagen?“

„Nicht ich, sondern Fräulein Thoma wünscht Sie zu sprechen“, entgegnete Rudolf kurz. —

„Achsoi — hob ech ja nur gefragt.“

„Also hören Sie,“ — begann Hilde — „ich nehme Ihr Angebot an.“

In den Augen des Juden blitzte es auf, dann kratzte er sich und sprach:

„Ech weiß nicht, ob ech noch wer machen können das Geschäft. Vin der Front kimmt nichts Gutes — in nach Stanislaw kenn man jetzt nicht fahren — —“

„Dann wollen Sie also nicht mehr?“

Ja, aber — ich kann nur geben höchstens zwanzig Zentner.“

Rudolf wurde wütend und schrie:

„Marsch hinaus! — elender Kerl! — hinaus!“

Der Jude sprang auf und flüchtete zur Türe, und als er sah, daß ihn Hilde nicht zurückhielt, schrie er zu Rudolf gewendet:

„Sie werden noch bedauern — Sie werden noch sehr bedauern.“ Dann verließ er schnell das Zimmer.

Rudolf blickte ihm durch das Fenster nach, dann trat er zu Hilde und sprach:

„Du bist ein selten gutes Menschenkind, und es ist nur schade, daß Du Dich mit diesem Grind eingelassen hast. Komm, wir verteilen zunächst, was wir mitgebracht haben, ich hoffe, daß sich noch irgend ein Ausweg finden wird.“

Sie gingen.

Das ganze Dorf war vor der Gemeindefanzlei versammelt. Rudolf wurde sofort umdrängt, hundert hungrige Hände langten nach den Säcken. Die Männer mußten die Frauen gewaltsam zurückdrängen, denn diese hätten am liebsten die Verteilung gleich auf der Straße vorgenommen.

Es war ein schwieriges Werk. Rudolf rechnete und bestimmte für jede Familie den Anteil, den Hilde abweg und ausschändigte. Die Leute waren eigentümlich still und hingen mit gierigen Augen an der Waage.

In der Stube wurde es immer enger. Niemand wollte hinausgehen, denn jeder fürchtete, es könnte noch etwas übrigbleiben.

Als Rudolf fertig war, fragte die Schmidtin:

„Hun Ehr Euch aach was geloß?“

„Ja, der Josef hot es gleich mitgenommen.“

„Ach soviel, wie meer kriet hun?“

„Halt's Maul, du ausgehungertes Vieh!“ — rief Heuchert, und Bieber fügte noch hinzu:

„Hoscht wieder zu wenig? — was?“

„Na, derf ich net mol froe? Ich dät aach gern wisse wolle, wo d'r Wan geblieb is. Vielleicht könnt mer die Grumbeere noch rette?“

Als ihr die anderen beipflichteten, erzählte Rudolf ganz kurz, aber mit einer gewissen Anlust, denn er fühlte, daß ihm manche nicht glaubten. Dann ging er hinaus, und nur wenige dankten ihm für die Hülfeleistung.

Auf dem Wege zur Stadt sagte Hilde:

„Du tust mir leid, aber die Leute können nichts dafür. Das ist Meßners Einfluß. Er wühlt schon seit längerer Zeit in der Gemeinde — ich weiß es.“ Als Rudolf schwieg, fuhr sie fort: „Sag, willst Du wirklich hier Lehrer werden — dein ganzes Leben lang?“

„Wenn Josef fortgeht — ja.“

„Ich denke manchmal, Du hättest nicht zurückkommen dürfen, sondern weiter studieren sollen. — Du — Du — bist zu schade für diese Gemeinde.“

„Hilde, sprich nicht dummes Zeug! Es gehört zu unsern höchsten Aufgaben, dort zu kämpfen, wo deutsches Leben bedroht ist. Wenn Du anderer Meinung bist, dann ist es Deine Sache.“

Sie entgegnete nichts, und er begleitete sie schweigend nach Hause.

Zwei Tage später, als Rudolf wieder ins Dorf gehen wollte, kamen einige Frauen und auch drei Männer.“

„Ist was geschehen? — fragte er.

„Nichts weiteres“ — entgegnete die Schmidtin — „Meer woll'n nore froe, ob meer de Wa'n un die Grumbeere noch hole könnt'n.“

„Das schon, aber ich bekomme die Pferde nicht mehr.“

„Weil'n Ehr se bestimmt gar net woll'n. Ich hun so gehört.“

„Was haben Sie gehört?“

„Na das! — und aach noch was anneres.“

„Und das wäre?“

„Ehr hān sicher d'r Wa'n und die meenschte Lebensmittel verkaaft.“

„Was?“ — schrie Rudolf.

„Na, freischen net so. Ich weess, daß'n Ehr Eich schon gut versorgt hun — oder meen Ehr gar, e Mensch werd Euch glaawe, daß die Soldate Euch nore paar Säck Grumbeere abgenumm hun?“

Josef kam gerade aus dem Garten, als die Schmidtin schrie:

„Meer woll'n jetzt die Wohrhet wisse.“

Die meisten nickten und schrieen ebenfalls:

„Meer woll'n jetzt die Wohrhet wisse.“

Da krepelte Josef langsam am verwundeten Arme den Hemdärmel empor, löste den Verband und sprach:

„Das is mei Deel, denne ich meener hun vun Euch. — Es hätt mer aach in de Kopp gehn könne. Ohne Passierschein un mit dem Arm konnt ich net dorch Nadworna fahre.“

Damit ging er wieder in den Garten.

Alle schwiegen und die Männer, desgleichen auch einige Frauen, wollten sich stillschweigend davonmachen, doch die Schmidtin hielt sie zurück und sagte boshaft:

„Meer könnens glaawe un aach net! Annere Borsch schla'n sich we'ich de Mād sogar Löcher in de Kopp.“

„Wer nicht glauben will,“ — erwiderte Rudolf — „kann uns ruhig durch den alten Bieber zur Rechenschaft ziehen lassen. Ich habe keine Zeit, mich unnütz mit Ihnen herumzuzanken. — Auf Wiedersehen.“ —

„Nore net so stolz!“ — rief ihm die Schmidtin nach. — „Net dorch de alt Bieber, awer dorch de neu Schulz wer'n meer die Wohrhet rauskrien.“

Am nächsten Tage kam auch wirklich der Gemeinbediener mit einer Vorladung für Josef und Rudolf. —

Sie gingen.

Unterwegs sagte der Bott^{a)}:

„s werd heut bestimmt was gewe.“

„Wieso?“ — fragten die Brüder zu gleicher Zeit.

„Na, weil heute in aller Früh soll e Kommission komm sein. Desmol hot niemand nix net gewist, net mol die Jude in d'r Stadt.“ —

„Hoffentlich“ — sagte Rudolf — „dān se die mol packe.“

^{a)} Bote.

„Ich glaab's net!“ — entgegnete der Bott — „das Grindzeich dreht sich aus jedem Schwindel raus, — s' muß awer doch bißche stinke, weil d'r Mefner is gleich wie d'r Wind in sei Mühl geloff. Er war awer bal wieder do und hot mich g'schwind zu Euch geschickt — un mit eem Briefche zum Rummandant, vun dem er zwee Schandare will, awer vor was, weef ich net. — Wann der nore nix ge'ich Euch im Schild feht.“ —

Mefner empfing die Brüder mit einer strengen Amtsmiene und sprach: „Ich bin leider gezwungen, über Ihre letzte Fahrt ein Protokoll aufzunehmen. Wie Sie ja wissen, bin ich nicht gewöhnlicher Schulz, sondern Regierungskommissar, und als solchem obliegt mir die Pflicht, nicht nur für Ordnung und Ruhe in unserer Gemeinde zu sorgen, sondern auch darüber zu wachen, daß nicht irgendwelche Heißsporne das augenblickliche gute Einvernehmen zwischen Deutschen und Ukrainern dadurch stören, daß sie sich der Staatsgewalt widersetzen.“

„Ich verstehe Sie nicht!“ — sagte Rudolf, während Josef lachte.

An einem Nebentische schrieb eifrig Ihek, ein Sohn Moschkos, der neue Schreiber der Gemeinde, und hinter ihm standen zwei Feldgendarmen mit aufgepflanztem Bajonett.

„Sie werden mich sofort besser begreifen“ — entgegnete Mefner — „wenn ich Ihnen sage, daß man sich in der Stadt erzählt, zwei junge Kerle hätten einen Soldaten zusammengeschossen, als dieser ihren vollbepackten Wagen untersuchen wollte. Trotz sofortiger Verfolgung sei ihnen die Flucht geglückt.“

Die Türe wurde aufgerissen, Hilde und Liesel stürzten herein. Beide Mädchen waren sehr aufgeregt. Hilde wandte sich an Mefner: „Was ist geschehen, was haben Sie wieder vor?“

„Bitte verlassen Sie sofort das Zimmer! Hier bin ich nur amtlich zu sprechen.“

„Geht nach Hause!“ — riefen die Brüder.

Liesel begann zu weinen, der Jude grinste, und Hilde bat leise:

„Herr Mefner, begehen Sie kein weiteres Unrecht —“

„Wie Sie schön bitten können, Fräulein Thoma — aber — ich bin für Sie nur bei mir zu Hause zu sprechen, und ich weiß, daß Sie kommen werden . . .“

„Schandkerl elender!“ — schrie Josef und stürzte sich auf Mefner, den er zu Boden warf.

Die Mädchen liefen hinaus und riefen laut um Hilfe.

Ihek flüchtete erschrocken in die entlegenste Zimmerecke, Rudolf warf sich den Soldaten entgegen. Er wurde aber zu Boden geworfen und an Händen und Füßen gefesselt, und während die Gendarmen Mefner befreiten, auf den Josef wie sinnlos einschlug, schlich sich Ihek zu Rudolf, versetzte diesem einige Fußtritte, spuckte ihm ins Gesicht und schrie:

„Die Cholere sollst de bestimmen! Peigern^o) wirst de wie a Hind!“

Vor dem Gemeindehaus liefen die Leute zusammen und ergriffen für und gegen Mefner Partei. Aus dem Streit, der immer heftiger wurde, entstand schließlich eine wüste Schlägerei, die Mefnerleute, hauptsächlich Frauen und einige ängstliche Männer, flüchteten in die Gemeindestube. Die anderen drängten nach. Tische und Bänke wurden umgestoßen, der Jude drückte sich hinter den Ofen, Mefner stand zitternd mit vorgehaltenem Revolver in einer Ecke. Die Soldaten schlugen wahllos mit ihren Gewehrkolben auf die streitende Menge ein, und die Folge davon war, daß sich nun alle auf die beiden Feldgendarmen stürzten. Einer wurde entwaffnet, dem anderen gelang es zu entweichen.

Während den Brüdern die Fesseln gelöst wurden, riefen die Leute:

„Wo ist unser Schulz! — ruft g'schwind de alt Bieber!“

Viele von den Kindern, die unter den Fenstern der Gemeindefanzlei den Lärm miterlebt hatten, liefen jetzt nach allen Richtungen auseinander, um den Alten zu suchen.

^o) verenden.

Drinnen begann es wieder unruhig zu werden. Männer und Burschen drängten die Frauen und Mädchen, die laut schimpften und freischten, aus dem Zimmer.

Auf der Straße schrie die Volzin:

„Die wer'n de Meßner noch umbringe! Gottach! Gottach! Gottach!“

„Die hot mehner Aengscht um denne Saukerl“ — rief Heuchert — „wie um ehre Dortiche.“

„Sorch dich um dei Thilda, daß es deer kee jüdischer Bankert net heem bringt“, entgegnete die Volzin.

Diese Aeußerung löste bei den Frauen einen heftigen Streit aus, und die Männer hätten noch einmal einschreiten müssen, wenn nicht der alte Bieber gekommen wäre. Er ließ sich alles ganz kurz berichten, dann ging er in die Gemeindestube, wo Meßner noch mit vorgehaltenem Revolver bleich und zitternd in seiner Ecke stand.

„Geb her dei Pischtolche!“ — befahl Bieber.

„Komm'n hol'n 's Euch.“

Die Männer hielten gespannt den Atem an, der Alte ging ruhig auf Meßner zu, nahm ihm die Waffe ab und sprach:

„Raus! — und weiß' Dich net mehner bei uns — du Grünkopp, du!“

„Pani⁷⁾ Meßner! — Pani Meßner!“ — schrie Ipek. Die Männer lachten und zogen unter viel Gespött den zu Tode geängstigten Juden hinter dem Ofen hervor.

„Du hoscht, mer scheint's dei Hosse voll. Zwiwle un Knobloch rieche anerscht“, spottete Heuchert.

„Raus mit dem Rotzgingel!“ — befahl Bieber.

Rudolf drängte sich vor und rief:

„Gew'n mer, denne Stinker. Er hot mich erscht getret un mer ins Gesicht gespaugt!“

„Was?“ — riefen die Männer empört.

Der Jude wurde blaß. Plötzlich fiel er um und stellte sich ohnmächtig. Meßner warf seinem Schreiber einen verächtlichen Blick zu und wollte schnell das Zimmer verlassen. Da rief jemand draußen. „Schandare kommen“. Gleich darauf stürzten einige Frauen in die Gemeindestube mit dem Rufe: „Schandare, Schandare!“ — und an den Fenstern riefen die halbwüchsigen Burschen gleichfalls: „Schandare, Schandare!“

Meßner drehte sich um, setzte sich an den Tisch und lachte triumphierend. Der Jude sprang schnell auf, spuckte vor Heuchert und Rudolf aus und schrie:

„Es stinken sezt schoin Eure Hoisen, bald werden stinken Eure Köpp.“

Einige Säuste holten zum Schlage aus, da betrat der Kommandant mit drei unbekannten Herren das Zimmer.

Meßner stand sofort auf und erstattete Bericht, doch einer der Herren musterte ihn scharf und sprach:

„Mit dieser Sache wird sich der Kommandant beschäftigen“ — und dieser beauftragte auch sofort zwei Gendarmen, Rudolf und Josef auf die Wache zu bringen.

Beim Verlassen des Zimmers hörten die Brüder zu ihrer Freude noch den Herrn zu Meßner sagen:

„Zunächst muß ich Sie bitten, mich nach ihrer Mühle zu begleiten.“

Der Kommandant kam erst spät am Nachmittag zurück. Er ließ sich gleich die beiden Häftlinge vorführen und sprach nach einer Weile:

„Ihr habt eine große Dummheit begangen, aber eine noch größere hat der Meßner vollbracht. Noch gestern Abend sagte ich ihm, daß Eure Sache vertuscht werden müsse. Aber heute früh, als die Kommission kam, scheint er verrückt geworden zu sein. Man kann doch nicht gleich solchen jungen Menschen,

⁷⁾ Herr.

wie Ihr es seid, den Hals rundrehen. — Und was würde Fräulein Thoma sagen? Ein schönes Mädel — ja — ja. Wenn ich jünger wäre und nicht meine Alte hätte —. Mein Gott, man kann es dem Mefner nicht verübeln — er hat keinen schlechten Geschmack; aber trotzdem bleibt er ein Esel — ein Gauner. Doch wir sollen ein Protokoll aufsetzen — besser gesagt, ich hab es schon fertig. Hört zu! — Noch eine Frage. Wo ist der Karabiner?"

"Im Walde, wo wir den Wagen versteckt haben."

"Das ist gut. Morgen werden wir ihn suchen. Also hört das Protokoll. Am 2. Mai wurden wir in Nadworna von einer Militärwache angehalten. Wir saßen beide auf dem Wagen."

"Nein, wir gingen." — rief Josef.

"Das ist ja gleich! — Hört zunächst mal das ganze Protokoll. Also. Wir saßen beide auf dem Wagen. Ein Soldat kam heran und forderte uns auf, den Passierschein vorzuzeigen. Wir taten es. Dann befahl er uns, einige Säcke zu öffnen. Wir taten es. Als wir sie zubanden, versuchte er mit dem Gewehr, kolben einen Sack wegzudrücken. Dabei muß er mit dem Zügel an eine herausstehende Sprosse der Wagenleiter gekommen sein. Ein Schuß krachte, und der Soldat stürzte. Wir erschrakten so, daß wir wie verrückt auf die Pferde dreinschlugen und davonjagten. Die Wache beschloß uns und Josef Walther wurde getroffen; aber da es bereits dunkel war, gelang es uns zu entkommen. Wir fürchteten uns, auf der Landstraße weiterzufahren und flüchteten durch die Wälder. Nun, wie gefällt Euch das Protokoll?"

"Nicht schlecht." — sagte Rudolf — "aber ich verstehe nicht —"

"Brauchen Sie auch nicht! — Schnell unterschreiben, und Sie können nach Hause gehen. — Noch eins. — Weiß vielleicht jemand die Geschichte anders?"

"Nur meine Braut," — entgegnete Josef.

"Das ist nicht schlimm" — sagte der Kommandant — "Bräute verraten nur dann, wenn sie betrogen werden. — Also unterschreiben — und treubleiben."

"Und wenn die Wache anders aussagen wird?" — fragte Josef.

"Keine Furcht! — Mein Kollege will es so haben — — denn ihm wackeln ein bißchen die Hosen und auch der Kopf — aber in letzter Zeit hat er es auch zu toll getrieben."

"Noch eine Frage" — begann wieder Josef — "Hat der Kommandant von Nadworna nach einem Auftrage Mefners gehandelt?"

"Aber was denken Sie!"

"Herr Wachmeister! Wir verstehen nicht nur zu schweigen, sondern auch für jegliche Hilfe uns dankbar zu erweisen."

Der Kommandant überlegte eine Weile, dann sprach er:

"Solch große Geheimnisse darf man nicht verraten. Es soll ihnen aber genügen, wenn ich sage, daß Sie sehr klug sind und scharf denken."

Die Brüder unterschrieben, als sie sich verabschiedeten, fragte Rudolf noch:

"Ist die Verwundung des Soldaten gefährlich?"

"Nein — und das ist vielleicht noch Euer Glück; denn wenn auch so ein Kerl sein Leben lang stiehlt und lügt — vor dem Tode beichtet er doch die Wahrheit."

Auf dem Heimwege sagte Josef zu Rudolf:

"Und jetzt will ich Dir etwas raten. Du mußt den Karren laufen lassen, wie vorher. Die Leute danken es Dir ja doch nicht. Ich soll mich für sie erschießen oder gar einsperren lassen? — und da denken solche Rindvieher noch, wir hätten den Wagen verkauft und einen Teil der Lebensmittel für uns behalten. Nein, mein Lieber, da mache ich nicht mehr mit! Wenn solche Kreaturen dem Moscho mehr vertrauen als uns, dann sollen sie ruhig bei ihm weiter borgen. Ich warte nur, bis sich hier alles beruhigt, dann verkauft die Hilde, und wir wandern nach der Steiermark aus, wo ich viele Kriegsfreunde habe. Ich denke, Du wirst Dir die Sache auch noch überlegen und nicht hier, wie der Vater, ein Bettelleben führen."

„Jeder muß tun, was er für richtig hält“ — entgegnete Rudolf langsam. Beide gingen schweigend weiter.

Am Hause Moschkos blieb Rudolf stehen und sagte:

„Warte einen Augenblick, ich bin gleich wieder da.“

„Fast wäre ich vorbeigelaufen, aber ich kann Dir leider nicht helfen, denn mein Arm —“

„Ist auch nicht nötig. Paß nur auf, daß niemand hereinkommt.“

In der Schenke saßen einige ruthenische Bauern, mit denen sich Izek eifrig unterhielt. Als er Rudolf sah, wollte er hinter einen der Männer springen, doch war es zu spät. Zwei furchtbare Fausthiebe schlugen dem Juden ins Gesicht. Er stürzte zu Boden, die Männer sprangen auf, und Rudolf verließ schnell die Schankstube.

Am Abend ging er allein ins Dorf, wo er mit großer Freude empfangen wurde.

Es war ein wunderbarer Maiaabend. Die Leute saßen vor ihren Häusern oder standen auch in Gruppen auf der Straße und sprachen von Mefner. Fünfzig Zentner Mehl und Getreide sollten bei ihm beschlagnahmt und mit vier Fuhrn weggeschafft worden sein. Ihn selbst hätte der Kommandant verhaften und nach Stanislaw abführen lassen, einige aber wollten beide noch vor einer Stunde in Solubina gesehen haben. Andere wußten zu berichten, daß die Kommission bei den Juden nichts gefunden hätte, daß sie aber wegen leichtsinnigen Handels mit Mefner Strafmandate erhalten würden. Bei Heucherts hatten zwei ruthenische Bauern erzählt, daß verschiedene Wachtmeister des Bezirkes Getreide beschlagnahmt hätten, das dann in Mefners Mühle gelandet wäre. Auch die Beschlagnahme ihrer Pferde erklärten sich die Bauern auf ähnliche Weise.

Rudolf fand es ein wenig seltsam, daß niemand wußte, woher all diese Gerüchte stammten, doch die Leute machten sich darüber gar keine Gedanken. Was ihnen sonderbar vorkam, war, daß nicht einmal die Juden von dem Eintreffen der Kommission unterrichtet waren. Und dann ging Rudolf zum alten Bieber; aber kaum war er drinnen, als eine Frau mit dem Rufe hereinstürzte:

„Es brennt in Monaster! Manche meinen, 's könnt' d'r Mefner sein.“

Alle liefen hinaus.

Am nächtlichen Himmel stieg eine Flamme immer höher und rötete den Horizont im weiten Umkreise.

Die Leute standen eine Zeitlang wie gebannt und sprachen kein Wort. Nach dem ersten Schreck wollten fast alle zum Feuer laufen, doch der alte Bieber hielt sie zurück und sprach:

„So e Feuerche weist de Spitzbuwe überall die unbewachte Häuser. Es gehen höchstens emol drei Borsch.“

„Awer eener“ — rief die Wolzin — „soll uns sofort melde komme, bei wem es brennt un wer ogesteckt hot.“

Drei Burschen machten sich gleich auf den Weg; aber kaum waren sie fort, als Mefners Müller angelaufen kam und außer Atem erzählte:

„'s brennt bei uns! 's Feuer is gleich im Stall un in d'r Scheuer ausgebroch — un jetzt brennt aach schon die neu Hall vor die Gäg. Die Rußnacke guck'n zu, un keener will rette. Sie sa'n, das wär e Strof vum Herrgott we'ich de beschlagnahmte Gäul. D'r Mefner hot ihne viel Geld versproch, sie sell'n helfe, un wie aach etliche no' de Eimere greife wollt'n, hun die annere se zurückgehall. Do hot mer d'r Mefner gsat, ich müßt g'schwind zu Euch, Biebersvetter, laafe un Euch bitte, Ehr sellt'n ihm Hilf schicke.“

„Na ich meen“ — sagte die Schmidtin — „der is doch ingesperet.“

„Un hun se ihm viel Mehl weggenumm? — un kann er net's Wasser in die Mühl losse? — un dut er was rette? — un wer bewacht ihm die Sache?“ — so fragten die Frauen durcheinander.

„Herr Gott. Jetzt mach'n awer, daß'n Ehr heem komme“ — rief Bieber — „do is kee Zeit net ze ratsche.“

„Ehr Borsch, meer gehn lösche!“ — befahl Rudolf — „jeder besorgt sich e Eimer.“

Bieber nickte zufrieden, und eine viertel Stunde später waren die Burschen bereits unterwegs.

Als sie an der Brandstätte ankamen, begann gerade das Dach des Wohnhauses zu brennen.

Gegen Mitternacht war die größte Gefahr gebannt. Wohnhaus und Mühle waren gerettet, alle anderen Gebäude vollkommen niedergebrannt.

Die Burschen hatten Uebermenschliches geleistet, und als sie sich in der Früh zum Abmarsch versammelten, sprach Meßner zu Rudolf:

„Herr Walther, ich — ich werde Ihnen diese Hilfe niemals vergessen — — und — und es wäre zwischen mir und Ihnen auch niemals zu dieser schrecklichen Feindschaft gekommen, hätte ich mich nicht zu sehr vom Moschto verheizen lassen. Er ist ihr größter Feind, und — und —“

„Lassen wir das, Herr Meßner!“

„Nein, ich muß Sie warnen, denn ich kann mir auch denken, wer der Urheber dieses Brandes ist. Noch gestern wollten die Ruthenen dem Moschto und dem Lastule den roten Hahn auf das Dach setzen — und nun bin ich abgebrannt, und das Dorf beschuldigt mich noch obendrein verschiedener Gaunereien, die diese Grindsäcke selbst verbrochen haben.“

„Das geht mich alles sehr wenig an“ — entgegnete Rudolf mit gelassener Ruhe. — „Es sind ja Ihre besten Freunde. Aber eins muß ich Ihnen sagen. Nicht ich habe hier geholfen, sondern die Gemeinschaft unseres Dorfes.“ Damit drehte er sich um, ging zu den Burschen und verließ mit ihnen die Brandstätte.

Auf dem Rückwege war er sehr schweigsam. Er dachte darüber nach, wie man den Abwehrkampf gegen die Blutsauger des Dorfes wirksamer gestalten könnte, denn seine bisherigen Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Die meisten Frauen borgten weiter bei den Juden, die es darauf abgesehen hatten, das deutsche Dorf für immer in ihren Dienst zu zwingen. — Eine jede Not ist schwer, dachte er, selbst wenn sie heilsam ist, doch wenn sie zum Bundesgenossen des Juden wird, dann entartet sie und kann nur noch verwüsten und zerstören. In diesem Falle ist der Einzelne außerstande, sich zu wehren; hier kann nur noch die Gemeinschaft einen wirkungsvollen Abwehrkampf führen.

Noch am Nachmittag des gleichen Tages ging Rudolf zum Bieber, wo er, zusammen mit den Dorfsältesten beriet, was gemacht werden müsse, um das Dorf zu retten.

Dann wurde die Gemeinde zusammengerufen. Rudolf sprach: „Ihr lieben Leute!

Im Herbst haben wir in gemeinsamer Arbeit die Felder entwässert, um in diesem Jahre wieder ernten zu können. Doch wenn wir glauben, jetzt mit Vorgen und Jammern diese schwere Zeit überstehen zu können, dann wird die junge Saat auf den Feldern, nicht mehr für uns, sondern nur noch für den Juden reif werden.“

„Was sell'n meer awer mache?“ — rief die Schmidtin! „Wer net verhungere will, muß halt borse, un wann er aach vor e Rilo Grumbeere e Rilo Frucht⁸⁾ werd abgewe müsse.“

„Un hun Ehr Euch aach üwerleet“ — entgegnete Rudolf — „daß Korn zehnmol so teuer is, wie Grumbeere? Bis zum Schnitt is es noch weit! und was werd bleiwe, wann sezt schon manche bis zehn Säck Grumbeere un noch so Verschiedenes annere beim Jud genumm hun?“

„Das is so richtig!“ — sprach die Schmidtin — „awer net, wann die Bolschewike komme dan — un sie wer'n komme. Sie sein doch schon üwerall, wie mer hört — in Ungarn, Rußland, sogar in Deutschland — un do soll'n sich die Rußnacke oder Polacke wehre könne?“

⁸⁾ Getreide.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Na — 's werd dann doch alles gedeelt werre.“

„Ach so, seht verstehe ich. Deshalb wird auch so fleißig geborgt. Sagen Sie mir doch, wer Ihnen diese Verrücktheit in den Kopf gesetzt hat?“

„Was? Verrückt?“ — schrie die Schmidtin — „Ehr woll'n mer sa'n, daß ich verrückt bin? Ich wer' Euch gleich beweiße wer verrückt is!“

„Halt's Maul!“ — rief Bieber — „der Lehre froh so nore, wer der so was verzählt hot?“

„Verzählt?“ — Niemand hot mer verzählt. Das weess doch e jedes Kind!“

Manche nickten, und als einige Männer und Burschen lachten, sagte Landwirt Heuchert:

„'s werd so gered, awer ich meen, so was kann doch niemand net glaawe.“

„Ach dei Ulti net?“ — fragte ein Bauer.

„Na fro' mol Dein!“ — entgegnete der Angeredete.

„Ehr Männer!“ rief eine Frau — „un beim Kartenspiel verzähl'n Ehr Euch net vun der Bolschewike un vun Deele?“

„Awer meer glaaw'n net dran!“ — versetzte Heuchert.

„So? — un hoscht Du net geschter Owed leen noch gesat, daß jeder dumm is, der net borgt, und daß Du net vor annere dei Feld in Ordnung bringe werst?“

„Ich weess nichts davon!“

„Na guck'n mol denne Liejner an.“

„Ruhe!“ — scholl es von allen Seiten, und gleich darauf sprach Rudolf weiter:

„Ihr lieben Leute! Damit das Borgen und Verpfänden aufhört, müssen wir die Kinder — und wenn notwendig — auch die alten Leute in deutschen Dörfern unterbringen.“

„Was?“ — schrien einige Frauen. — „Nee dezu kommt 's net! — Liewer sterwen meer gleich mit unsere Kinner.“

„Wer sterwe will, soll leen sterwe!“ — entgegnete Rudolf zornig — „awer los'n wenigstens die Kinner lewe un sorjen desor, daß se net for de Jud wer'n schaffe müsse.“

„Ehr hot recht!“ — rief Grundwirt Haberstock. „So werd's gemacht!“

Die meisten Burschen und Männer riefen ebenfalls: „Er hot recht! so wird's gemacht.“

Ein Lärm entstand, denn viele Frauen waren dagegen, und manche begannen sogar zu weinen. Als sich alle wieder beruhigt hatten, sprach Rudolf weiter:

„Manche von Euch schämen sich, beim deutschen Mitmenschen Hilfe zu suchen, oder glauben auch nicht an eine solche Hilfe. Beides ist falsch, denn wer kein Vertrauen und keinen Glauben zu seinen Volksgenossen hat, der ist ein schlechter Deutscher, und nur ein solcher ist auch fähig, zuerst beim Fremden oder gar beim Juden Hilfe zu suchen.“

„So is es!“ — sprach der alte Bieber.

Kein deutsches Mädchen darf morgen noch bei einem Juden dienen — und welches zu Hause nichts zu essen hat, wird auch in irgend einer deutschen Gemeinde untergebracht werden.“

„Ich denke“ — scherzte ein Grundwirt — „meer schick'n zuerscht mol unsere Weiber mit. Meer können uns gut e Zeitlang ohnlich ehri Lieb begehn.“

„Na guck'n mol denne alte Kracher an!“ — rief eine Frau — „der will uns Weiber aach noch was vun Lieb verzähle?“

Alle lachten — und dann sprach Rudolf weiter:

„Ihr lieben Leute, macht Euren Kindern alles zurecht, denn schon in den nächsten Tagen werde ich sie abtransportieren. Nachher will ich versuchen, mit einigen Burschen auf den umliegenden Gutshöfen Arbeit zu finden.“

„Du redst gut“ — sagte ein Landwirt — „aber des werd sich schwerlich so durchsehe losse“ — und die Volzin fügte noch hinzu:

„Alles kann gemacht werre, nore die Kinner müß'n do bleiwe.“

Da wurde Rudolf ungeduldig und rief:

„Nichts darf unversucht bleiben! Jeder hat sich den augenblicklichen Notwendigkeiten zu fügen, und alle müssen mithelfen, denn es geht ums höchste Gut, das Eure Väter geschaffen haben, um unser Neudorf. Hier ruhen Eure Vorfahren, die mit dem Wunsche starben, in ihren Werken und in unserer Gemeinschaft weiterzuleben, doch der Herrgott kann ihnen nur dann ein ewiges Leben geben, wenn wir, ihre Nachkommen, das Werk weiterführen und weiter vervollkommen. Das werden wir aber nur können, wenn unsere Lösung wieder heißen wird: Alle für einen und einer für alle.“

Als sich auch jetzt noch einige Ueberängstliche mit der Verschiebung ihrer Kinder nicht einverstanden erklären wollten, trat der alte Vieber vor und sagte:

„Ehr sein wie Schäf, die sich net aus'm brennende Stall wolle rette losse. Es gebt kee annerer Ausweg! — An jetzt will ich Euch noch ebbes san. Ich bin Euer Schulz und will Euch aach gern noch weiter diene, awer ich weert mich doch schon jetzt uf e jüngerer stütze müsse. An wiss'n Ehr, wenne ich meen?“

„Lehrers Rudolf!“ — scholl es von allen Seiten.

„Ja“ — entgegnete der Alte — „er meents mit uns grad so gut, wie aach sei Vater.“

Walter Maas

Bilder aus der Religions- und Volksgeschichte Westpreußens im 16./17. Jahrhundert.

Wie ganz Polen so war auch Westpreußen um die Mitte des 16. Jahrhunderts in sehr kurzer Zeit von der heranbrausenden Woge des Protestantismus ergriffen worden. Viele Polen studierten damals an deutschen Universitäten, von denen reformatorische Ideen ausgingen. Der König Sigismund I. (1506—1548) begünstigte den Humanismus, der häufig auch neuen religiösen Ideen den Weg bahnte. Die Polen sind zu allen Zeiten für neue Ideen schnell begeistert gewesen. Freilich dauert die Begeisterung gewöhnlich nicht allzu lange und noch neuere Ideen treten an die Stelle der vorherigen. Gerade die Geschichte der Reformation in Polen mit ihren vielen Richtungen, Spaltungen, inneren Kämpfen ist hierfür ein besonders gutes Beispiel. Auch waren starke Gegenkräfte vorhanden. Schon der König Sigismund II. (1548—72) war den neuen Bewegungen viel weniger günstig gesinnt. Aber vor allem die Tätigkeit der Jesuiten ist hier zu erwähnen, die seit 1565 in Polen wirken. Einer ihrer Vorkämpfer war der Krakauer Stanislaw Hosius, der 1549 Bischof von Kulm, 1551 Bischof von Ermland wurde. 1557 ließ er von der Petrikauer Synode seine „Confessio fidei christiana catholica“ annehmen. Die 13 Monate währende Regierung Heinrichs von Valois 1572/73 hatte wie für andere auch für die religiöse Frage in Polen keine Bedeutung. Sein Nachfolger Stephan Bathory (1575—1586) begünstigte ebenfalls den Katholizismus, und ganz streng katholisch war der nächste König, Sigismund III. (1587—1632). Schon in den letzten Jahren der Herrschaft Bathorys glaubte der Bischof von Wloclawek, dem ja große Teile Westpreußens unterstanden, einen Schlag gegen die dortigen „Häretiker“ tun zu sollen. 1583 wurde auf Befehl des damaligen Bischofs Hieronymus Rozrazewski eine Visitation vorgenommen. Die Ergebnisse sind schon vor 40 Jahren von Stanislaw Rujot publiziert worden „*Visitationes Archidiaconatus Pomeraniae Hieronymo Rozrazewski Wladislawiensi et Pomeraniae Episcopo factae*“ = *Fontes Societatis Literariae Toruniensis* I, II, III, Thorn 1897—99, zusammen 688 S. Unter den

Trägern des Protestantismus sind in Westpreußen vier zu unterscheiden. Einmal der Adel, wie in ganz Polen. Aber hier handelte es sich damals häufig noch um deutsche Adlige, die nicht so schnell ihre religiösen Ansichten wieder wechselten wie ihre polnischen Klassengenossen. Dann die deutschen Städte mit Danzig, Stargard, Dirschau an der Spitze. Das deutsche Bauerntum ist stärker vom Protestantismus beeinflusst worden als das polnische. Und schließlich haben wir es hier im 16. Jahrhundert mit Neueinwanderern zu tun, mit Holländern, die um ihres Glaubens willen ihre alte Heimat verließen. Alle diese wehrten sich gegen die Rekatholisierung mit mehr oder minder großer Widerstandskraft und mit mehr oder minder großem Erfolge. Wie stark äußere Kräfte und nicht innerliche Bedürfnisse bei der Rekatholisierung mitsprachen, wolle man aus dem Vortrage ersehen, den Prof. St. Czarnomski auf der Historikertagung in Warschau 1933 unter dem Titel: „La réaction catholique en Pologne à la fin du XVIIe et au début du XVIIIe siècle“ = La Pologne au VIIe congrès international des sciences-historiques à Varsovie 1933 vol. II, 287—310 gehalten hat. Er geht so weit, zu erklären „Le catholicisme polonais est tout en façade“, was ich als übertrieben ablehnen muß, zumindestens hatte ich in französischen, spanischen und italienischen Kirchen den Eindruck, daß Polen innerlicher davon ergriffen sei. In bretonischen, irischen und baskischen Kirchen freilich stellte ich wiederum das Gegenteil fest, doch verstehe ich diese Sprachen nicht und „alles Unbekannte erscheint tief“.

Was fanden nun die mit der Durchführung der Visitation beauftragten zwei Domherren 1583 in Westpreußen vor?

Im Dekanat Danziger Werder (Decanatus Minoris Insulae seu Stobleviensis) gab es folgende Kirchdörfer (in Klammern die Namensformen der Quelle): Stüblau (Stebłowo), Krieskohl (Krzywe Kolo), Reichenberg (Rychembork), Gotteswalde (Goczfał), Käsemarkt (Kiejszmarkt), Woklaff (Woszczaw), Lekkau (Leczów), Gr. Zünder (Wielkie Czendry), Trutenau (Trutnowy), Wossitz (Wosicze), Güttland (Juchania), Osterwick (Ostrowite) mit Zugdam (Suchy Dab), Gemlitz (Giemlicze). Alle diese Orte, außer Gemlitz, das dem Bischof von Wladawek eigentümlich gehörte, waren protestantisch („ab haereticis residentibus occupatae sunt“). (S. 7.) In Rahmel (Rumie), Dekanat Pukig war der Holländer Romulus Valius Priester. Die Kirchenältesten (vitrici) hießen Valentinus Alpheit, Jacobus Temermann, Michael Krutzer (S. 19). Die Dörfer Krockau, Kielau (Chiloni), Bohlshau (Bulzewo) waren ganz ketzerisch (S. 106—108), Hoch Redlau (Radłowo) teilweise (S. 267).

Im Dekanat Danzig werden S. 43 die folgenden Dörfer als von Protestanten bewohnt angegeben: Rosenberg, Czapielken (Ciepielsk), Löblau (Lubielewo), Müggenhall (Minghingshagen). Alle diese Dörfer werden auch S. 114 als „omnia haeretica“ aufgeführt, wozu bei Rosenberg gesagt wird „omnia haeretica a tribus circiter annis“. Auch Langenau (Legnowo) hat, obwohl es dem Abte von Oliva gehört, eine „ecclesia haeretica“. Noch 1584 erscheinen alle diese Dörfer als ketzerisch (S. 215—220, 259), dazu kommt noch Ohra (S. 222, 261) und Rheinfeld, wo „Omnes parochiani seducti sunt“, alle Gemeindeglieder verführt sind (S. 215), sowie Praust (S. 260).

Im Dekanat Dirschau erscheinen 1583 als protestantisch: Niedamowen (Jadamowo S. 48, 115), Alt Rischau (Riszewo S. 48), Dalwin (S. 63, 118), Gr. Trampfen (Wielkie Trapki S. 63, 118), Dombin (Dombłino S. 116). Dieselben Dörfer erscheinen auch 1584 noch als protestantisch S. 253—258, sowie Neudorf S. 244, und z. T. Mühlbanz (Milobadz S. 254) und Kotoschken (Kotoszkowy S. 253).

Im Dekanat Mewe sind 1583 folgende Kirchdörfer evangelisch (S. 69): Sprauden (Sprudowo), Falkenau (Waliknowy), Raikau (Raykowsy), Garcz, Liebenau (Lignowy), Jablau (Jablów), Bobau (Bobowo), Grabau (Grabowo), Barloschen (Barłozno), Thiemau (Tymawa) und die Städte Mewe (Gniew) und

Pelplin. S. 120 wird wiederholt „Omnes istae ecclesiae ab haereticis occupatae, Pelplin excepta“.

Die Stadt Schöneck, Staszewy, ist 1583 protestantisch (S. 67), ebenso die Stadt Stargard: „ab annis 50 Augustanam se suscepisse fidem seu confessionem“ (seit den fünfziger Jahren hätte sie den Augsburgischen Glauben oder Konfession angenommen S. 66).

Viele Protestanten gab es auch im Dekanat Neuenburg (Nowe), wo die Kirchdörfer Osiek, Skurz, Ponschau (Paczewo), Schwarzwald (Czarnylas), Dombrowken von Protestanten bewohnt werden („Ab haereticis residentibus occupatae“ S. 78). Ueber Neukirch (Nowa Cerkiew) heißt es: „Omnes incolae in Nowa Czerkiew excepto uno haeretici et in aliis villis similiter paucis catholicis exceptis“ (Alle Einwohner in Neukirch außer einem sind Protestanten und in den anderen Dörfern ist es ähnlich, wenige Katholiken ausgenommen S. 78). Die zur Pfarre in Neukirch damals gehörenden Dörfer waren: Koppuch, Rosental, Ruhlitz (Rielicze), Gentomie, Reczenczyn, Moroschin (Morziszczino), Königswalde (Królowski) Borkau. 1584 werden als protestantisch aufgeführt: Osiek, Skurz, Ponschau (Paniczewo?), Schwarzwald (Czarnylas), Dombrowken, Jablowo, Bobowo, Barłożno S. 149. Dagegen wird die Pfarre in Neukirch jetzt von einem Katholiken bedient, aber „in villa sua parochus non habet nisi haereticos, vix uno vel altero excepto“ (in seinem Dorfe hat der Pöbst nur Protestanten mit kaum einem oder anderem als Ausnahme S. 162). Im selben Dekanat liegt Lublin, ein Starosteigut, über das es heißt: „Ab Olandris ipsa etiam ecclesiam foedissime inhabitantibus occupata“ (besetzt von Holländern, die selbst die Kirche schändlicher Weise bewohnen S. 78).

Ueber Gnieschau (Gnizewa), Dekanat Stargard, heißt es S. 65 „Tota villa haeretica“ (das ganze Dorf ist protestantisch), ebenso Neudorf in demselben Dekanat S. 119. Einige Ketzer befinden sich 1584 auch in Subkau (Sobkowsky) S. 256.

Im Dekanat Schwetz wird Michellau 1584 als ganz ketzerisch bezeichnet S. 248, das werden schon die holländischen Mennoniten sein, obwohl unsere Quelle dies nicht besonders angibt. Im nächsten Jahr wird die Gemeinde als irrendes Schaf, errabunda ovis, bezeichnet S. 249. Im Kirchspiel Czekyn (Czieszczyn) mit den Dörfern Czekyn, Suminy und Jamarte sind viele Ketzer S. 89. In Gruczno oder vielleicht dem dazu gehörigen Poledno werden 1584 „haeretici Gedanienses“ erwähnt, wohl auch schon die Mennoniten S. 249. In Schwetz selber steigt die Zahl der Protestanten an, die hierher zusammenströmen, da sie aus Kulm vertrieben werden („crescenti numero haereticorum qui Culma expulsi hunc confluunt“ S. 246). Dort also Verfolgung schon vor 1584.

In Zuckau, Dekanat Berent, heißt es „mixti sunt haeretici cum catholicis“, die Ketzer sind mit Katholiken untermischt S. 201. In Schönwald (Schonenwaldt) wurde bisher das Joch lutherischer Prädikanten ertragen (hactenus praedicantium Luteranorum jugum portaverunt S. 201). Soll die Vergangenheitsform etwa heißen, daß dieser Zustand nun beendet ist, etwa wie in Lössch (Lepcz), Dekanat Putzig, wo 1584 gemeldet wird, daß der Pastor vertrieben wurde S. 270, nachdem noch 1583 es hieß „Omnes in errore versantur“ (alle befinden sich in Irrtümern = Ketzerei). Bei dem Kirchdorfe Kossowo (Cosso), Dekanat Berent, heißt es „coloni in Seefeldt partim haeticum“, die Ansiedler in dem teilweise ketzerischen Seefeld, S. 214. Auch aus Kriellau (Chilo), Dekanat Putzig, kann 1584 gemeldet werden, daß der Ketzerpastor Gott sei Dank vertrieben wurde („Jam inde per Dei gratiam expulsus est pastor haeticus“ S. 267).

Someit der Bericht der Domherren. Wie gedenkt nun der Bischof sich dieser Lage gegenüber zu verhalten? Sein Ziel ist Rekatholisierung und seine Mittel sind, nun, sagen wir, einfach. Hinsichtlich des ihm selber gehörigen Dorfes Subkau schreibt er S. 119 „Haeretici vel abeant vel fiant catholici“, die Ketzer mögen weggehen oder Katholiken werden. Für die Stadt Schöneck ist sein Re-

zept das folgende: „Bona Regia sunt. Brachium implorandum S. R. Maiestatis“, Die Güter sind königlich, die Brachialgewalt seiner kgl. Majestät muß erbeten werden, S. 253. Auch das Dorf Schönwald ist zu rekatholisieren, der Bischof schreibt „Simplicitas horum rusticorum spiritualibus praesidiis iuvanda“, die Einfachheit dieser Bauern in geistlichen Dingen wird helfen, S. 262. In Stenditz (Stężica) war ein protestantischer Geistlicher begraben worden. Selbst seine Leiche irritierte noch den Bischof „Praedicans haereticus ibidem sepultus effodiatur et eiciatur si commode et sine tumultu fieri possit“, der dort begrabene protestantische Pfarrer soll ausgegraben und herausgeworfen werden, wenn sich das bequem und ohne Volksauflauf machen läßt, S. 264.

In diesem Geiste traditioneller Toleranz wurde nun auch weiter gearbeitet. Sehen wir uns die Berichte von der nächsten Visitation 1595/96 an. Zunächst einige Nachrichten über Holländer. In Groß Westphalen (Swolenko) heißt es:

„Olim ad capitaneatum Suecensem spectans ex quo pendebantur missalia aliquot modii siliginis et avenae, nunc sublato praedio Hollandi introducti qui nihil dant“. S. 366.

„Gehörte früher zur Staroste Schwebz, von hier waren einige Maß Roggen und Hafer Meßgelder fällig, jetzt auf diesen Gütern Holländer angesetzt, die nichts geben.“

Damit sind wir nun bei des Pudels Kern: Diese Ketzer zahlen nichts an die Kirche! Ähnliche Klagen aus Fördon: Hic fundus Rokitno hactenus communi vocabulo titulum retinet Kieze Rokitno. Holandri locaverunt eandem hereditatem apud Dominum Capitaneum qua et usu fructuntur S. 291. 1597 heißt es „Aliquod fundi eiusdem villae Jaruzin detractum esse et villae Lanck Hollandis cessione“ (ein Stück Land sei diesem Dorfe Jaruschin abgenommen und den Holländern im Dorfe Lonk überlassen worden S. 313) „Lonk wird von Holländern bewirtschaftet“ heißt es S. 314. Hier eine hübsche Eintragung über Niedzna (Später Wilhelmshöhe a. d. Weichsel), S. 313:

„Domini Albert Gadecki haeretici qui in eadem villa paulo ante extruxit synagogam in qua una cum uxore et liberis suis imposturis vacat quam etiam frequentant Holandi, Scoti advenae et nonnulli cives Bidgostia, Bath, Kosmas, Myrek et quidam alius, ac monetarii Bydgostienses qui ante quam synagoga excitata esset ubi coirent non habebant.“

„Gehört dem Herrn Albert Gadecki, einem Ketzer, der in diesem Dorfe vor kurzem eine evang. Kirche erbaute, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern der Heuchelei sich ergibt, die auch besucht wird von Holländern, schottischen Fremdlingen und von einigen Bromberger Bürgern, Bath, Kosmas, Myrek und noch einem, und auch von den Münzträgern in Bromberg, welche, ehe diese Kirche erbaut war, keinen Ort hatten, wo sie zusammenkommen konnten“.

Diese Eintragung bedarf einiger Kommentare. Wilhelmshöhe ist als Holländerdorf bekannt, jedoch bisher erst seit 1751 DWZP Heft 34 S. 109, Kosmas vielleicht auch Myrek waren wohl Hussiten, über Schotten in Bromberg vgl. z. B. DWZP Heft 34 S. 101 unter Salwin. Daß die Münzträger in Bromberg fast immer Deutsche und im 16./17. Jahrhundert Protestanten waren, zeigte schon Erich Schmidt.

In den Dörfern des Klosters Zarnowice waren damals noch Protestanten vorhanden und zwar in Zarnowitz 2 von 7 hortulani (d. h. Instleute, „Feldgärtner“), in Rolkau 2 von ?, in Oppalin 2 von ?, in Lissau und Wysoka gibt es je einen lutherischen Adligen (S. 306). In Saaben (Zabno) bei Stargard gibt es 1595 noch Protestanten S. 294, auch in folgenden Dörfern der Umgebung von Schöneck 1596: Demblin, Neugut, Boshpohl, Postelau, Czarnoczyn, Mirau S. 322. Ebenso in Baldau bei Dirschau S. 395. In Schöneck selbst ist die Kirche 1595 wieder katholisch geworden (S. 528), der oben erwähnte Appell an die kgl. Brachialgewalt hatte also gefruchtet, aber 1597 sind selbst die Kirchenältesten (vitrici) noch evangelisch, die Stadt war nämlich evangelisch und deutsch.

Aber der Bischof kann triumphierend folgende Kirchen als den Ketzern entrisßen zusammenstellen (die mit * Sternchen versehenen in Starosteigütern; vgl. Brachtalgewalt!):

*Raikau, Dekanat Mewe	1596	S. 315, 535
*Bobau, Dekanat Mewe	1596	„ 316, 535
*Ponschau, Dekanat Neuenburg	1596	„ 318, 535
*Sturz, Dekanat Neuenburg	1596	„ 319, 535
Osiek, Dekanat Neuenburg	1596	„ 320
*Barloschen, Dekanat Mewe	1596	„ 320, 535
*Jablau, Dekanat Mewe	1596	„ 324, 535, 433
*Dombrowken, Dekanat Neuenburg	1596	„ 325, 535, 434
Neukirch, Dekanat Neuenburg	1596	„ 325
Liebenau, Dekanat Mewe	1596	„ 326, 535
Falkenau, Dekanat Mewe	1596	„ 330, 535, 429
Garcz, Dekanat Mewe	1596	„ 332, 535, 442
*Thiemau, Dekanat Mewe	1596	„ 389, 535
Mewe, Dekanat Mewe	1596	„ 535
*Schwarzwald, Dekanat Neuenburg	1595	„ 304, 535
*Grabau, Dekanat Mewe	1596	„ 535
Rosenberg, Dekanat Danzig	1596	„ 535
Rölln, Dekanat Berent	1596	„ 535
Schönwalde, Dekanat Berent	1596	„ 535
Seefeld, Dekanat Berent	1596	„ 535
Paleschen, Dekanat Mewe	1596	„ 535
*Sprauden, Dekanat Mewe	1596	„ 331, 535, 427.

Im letzteren Dorfe war aber 1597 noch ein protestantischer Lehrer. Der Bischof schreibt S. 338: „Scholaris lutheranus capiendus si non discesserit ex villa contra quem auxilium Magnifici Domini Capitanei invocet parochus“. „Der lutherische Lehrer ist festzunehmen, wenn er nicht aus dem Dorfe weggeht, gegen ihn soll der Probst die Hilfe des hochmögenden Herrn Starosten anrufen“. Mit den Städten hatte der Bischof schwerere Arbeit, hier mußte er sich hinter den König verschanzen, was ihm erst mit Sigismund III. gelang. Dieser König befiehlt 1596, 1597, 1598 der Stadt Stargard die Kirche den Katholiken zurückzugeben „sub poena decem milium aureorum ungaricorum“ (bei Strafe von 10 000 ungarischen Goldgulden), er verbietet dort sogar alle öffentliche Ausübung der Religion in den Häusern der Bürger („illuc omnino exercitium religionis publice per domos civium“). Die Stadt unterwirft sich schließlich, aber nun steigen die Forderungen des Erzbischofs, er will jetzt auch die seit 50 Jahren entgangenen Zehnten und Kirchengebühren haben. Vgl. dort S. 538—546. Die Kirchen in Neuenburg, Sibsau, Dirschau, Putzig, Lalkau waren schon 1582 für die Katholiken zurückgewonnen worden (S. XXXI).

Aber es genügte nicht, den Protestanten die Kirchen wegzunehmen, wir haben eine Anzahl Nachrichten, daß sich die Bauern wehrten. Von Gerdien (Gorzedzey) bei Dirschau heißt es 1597: „Rustici ferme omnes luterani, exceptis aliquibus hortulanis“, die Bauern sind alle beharrlich Lutheraner, mit Ausnahme einiger Instleute, S. 399. Diese Bemerkung findet sich nun öfter, wir erklären sie uns so, daß die Bauern Deutsche waren, halsstarrige Niederdeutsche („arrogantes“ sagt die Quelle öfter), die Instleute Polen. In Rambelisch (Rambielcz) sind 1597 von 8 Einwohnern 7 Protestanten S. 401. Rosenberg wurde zwar 1596 „ab haeresi liberata“ aber noch 1598 heißt es:

„Subditi omnes haeretici obstinati parochum odio habent. Minister inde amotus Juskoviam migravit, interdum tamen solet reverti et in angulis prae-

„Die Einwohner sind alle beharrliche Ketzler, sie hassen den Probst. Der von hier verjagte Pastor verzog nach Justovia, jedoch pflegt er gelegentlich hierher

dicare, quem libentius audiunt quam parochum in templo concionantem“. S. 408.

zurückzukommen und in Winkeln zu predigen. Sie hören ihn lieber an als ihren Probst, wenn dieser in der Kirche predigt“.

Uebrigens hatte Rosenberg keinen eigenen kath. Pfarrer, sondern der Probst von St. Adalbert kommt gelegentlich hierher. Wir haben also das Ergebnis, daß den Protestanten die Kirche weggenommen ist, daß ihr Pfarrer „in Winkeln“ predigen muß, dagegen muß der Probst von St. Adalbert hierherkommen, um vor leeren Bänken zu predigen. Aber . . die Bewohner zahlen, während von Ohra, Löbsch, Gute Herberge noch 1597 mitgeteilt werden muß „non solvunt“, sie zahlen nicht. S. 405. Langenau war 1593 von der Ketzerei befreit worden. 1596 hatte der Bischof noch folgenden „Cathalogus ecclesiarum recuperandarum“ aufgestellt (S. 536): Von Herrn Baziniski (verbürgt sich hinter das Geschlecht derer von Bayßen?) Stargard, Alt-Rischau, Dalwin, Gr. Trampfen, Pinczino. Aus Adels Händen: Czapielken. Vom Starosten in Graudenz: Lublin. Vom Starosten in Schöned: Demblin.

Ein Dorn im Auge der katholischen Geistlichen waren die protestantischen Lehrer. Hier versuchte man es mit Gewalt und Ueberredung. So heißt es in Bobau 1598:

„Rustici foveant ludirectorem luthera-
num in eadem villa qui non solum pue-
ros docet vel potius depravat, sed eti-
am Postillam solet praelegere diebus
dominiciis. Inunctum est illis a Do-
mino Capitano ut illum amoverent“. S. 436.

„Die Bauern begünstigen einen lutherischen Lehrer, der nicht nur die Knaben unterrichtet oder vielmehr verdirbt, sondern auch die Postille an Sonntagen vorzulesen pflegt. Es ist ihnen von dem Herrn Starosten aufgegeben worden, jenen zu verjagen“.

Uebrigens gibt es hier in Bobau und Wysocka unter 30 Ansiedlern nur 2 Katholiken, dagegen sind die Instleute (hortulani) und das Gesinde (familia) fast alle Katholiken S. 435. Dieser religiös-soziale Unterschied, der ziemlich sicher auch ein nationaler war, bestand nicht nur auf dem Lande. So heißt es über Dirschau 1597: „Magistratus civitatis et reliqui ditiores cives omnes haeretici, foveant ministrum, hominem inveteratae malitiae“. (Die Ratsherren und alle reicheren Bürger der Stadt sind sämtlich Ketzer, sie begünstigen einen evangelischen Geistlichen, einen Menschen von eingefleischter Bosheit). Da damals Danzig eine Stütze des Protestantismus war, wird besonders hervorgehoben, daß sich dieser Dirschauer Pastor, der übrigens Heinrich Manth heißt, öfter nach Danzig begibt (Gedanum frequenter excurrit). Noch diese Nachricht über die Schule dort (S. 396):

„Schola fere elegantior quam plebania, in qua manet vicarius et ludirector qui vix decem pueros habet, caetera juventus civitatis ab haeretico magistro depravatur.“

„Die Schule ist fast eleganter als die Probstei. In ihr wohnt der Vikar und der Schullehrer, der kaum 10 Knaben hat, der Rest der Jugend der Stadt wird von einem ketzerischen Magister verdorben“.

Wir hatten gesehen, welche Rolle die Gewalt oder Drohungen mit ihr bei der Rekatholisierung der Dörfer spielte. Aber in den Visitationsberichten wird das dann so formuliert: „Anno 1596 Referendissimus Dominus Episcopus vigilante opera et pastoralis sollicitudine haeresi profligata catholicae religioni hanc ecclesiam restituit et pulso ministro petulanti parochum legitimum praefecit“, so heißt es für Liebenau bei Mewe (1596 hat der sehr ehrwürdige Herr Bischof durch wachsame Mühe und aus Hirten Sorge diese mit Ketzerei geschlagene Kirche der katholischen Religion zurückerstattet und nach Vertreibung des frechen Pastors einen gesetzlichen Probst ernannt). Aus der Pfarrbeschreibung entnehmen wir noch folgendes:

„Subditi 17, possident in universo 65 mansos, in parte superiori 50 mansos et inferius versus Vistulam 15 mansos. Ex mansis 50 dant taxam per mediam modium siliginis et totidem avenae ex quolibet manso, sed ex aliis 15 versus Vistulam consistentibus nihil dant causam pretextentes, quod fossas tenentur facere et aggerem reparare ex illis mansis. Parochus Antonius Madiger; queritur contra rusticos praecipue contra quemdam Thomam Mena haeresi inflatum qui ceteros in errore obfirmat et inconstantiam exprobat si quem ex illis templum adire videt; propter eaque nemo ex illis resipuit, familia et hortulanis exceptis. In villa Rudno vicina, possessionis eiusdem Domini Przyjemski, foveat ministrum quem diebus dominicis pro concionibus audiendis convenire solent. Et in villa Lignowy habent ludirectorem haereticum qui eorum pueros a temeris non tam litteris quam haeresi imbuat, soletque interdum illis Postillam vel Catechismum lutheranum legere“. S. 426/427.

Rölln (Kielno) wurde zwar 1596 der Ketzerrei entrissen, aber die Bauern wehren sich gegen den, übrigens polnischen, Probst S. 410/411. Ähnlich ist die Lage in Seefeld (Przodkowo) S. 411. Ueber Sibsau (Bzowo) heißt es 1598 (S. 418):

„Habit etiam prata quatuor in locis juxta numerum et positionem mansorum sed ea Dominus Capitaneus ademit plebano et Hollandis locavit“.

In Skurz (Skorcza) heißt es 1596, also im Jahre der Rekatholisierung (S. 419):

„Rustici agricolae fere omnes haeretici, nullus ex iis conversus exceptis hortulanis et familia. Queritur sacerdos, Casparus Happ, contra rusticos quod non nisi coacti a Domino Capitaneo in ecclesiam venire soleant“.

Ähnlich ist es in Grabau: „Rustici fere omnes haeretici exceptis hortulanis et familia“ S. 419. Ueber die Stadt Neme heißt es 1598 (S. 423):

„Plebs oppidi fere omnis catholica, praecipui tamen cives patres familias haeretici obstinati. Habent duos ministros in oppido.“

„17 Einwohner, die zusammen 65 Hufen besitzen, im oberen Teile 50 und unten an der Weichsel 15 Hufen. Von den 50 Hufen geben sie eine Abgabe von $\frac{1}{2}$ Maß Roggen und ebensoviel Hafer pro Hufe, aber von den 15 andern an der Weichsel liegenden Hufen geben sie nichts und erklären das damit, daß sie verpflichtet seien, Gräben zu machen und den Deich zu reparieren für diese Hufen. Probst ist Antonius Madiger, er beklagt sich über die Bauern, besonders über einen gewissen Thomas Mena, der von Ketzerrei erfüllt ist und die andern im Irrtum bestärkt und ihnen Unbeständigkeit vorwirft, wenn er einen von ihnen in die Kirche gehen sieht; außerdem weil niemand von ihnen widerrufen hat mit Ausnahme von Gesinde und Instleuten. Im Nachbardorf Rauden, im Besitz desselben Herrn Przyjemski, begünstigen sie einen Pastor, den sie an Sonntagen, um eine Predigt zu hören, hinkommen zu lassen pflegen. Und im Dorfe Liebenau haben sie einen lutherischen Lehrer, der ihre Knaben nicht so sehr mit tüchtigem Wissen als vielmehr mit Ketzerrei erfüllt, pflegt er doch zu Zeiten ihnen die Postille oder den lutherischen Katechismus vorzulesen“.

Der Probst . . . „hat auch Wiesen an 4 Stellen neben der Zahl und der Lage der Hufen, aber sie wurden dem Probst von dem Herrn Starosten abgekauft und mit Holländern besetzt“.

„Die Bauern sind fast alle Ketzer, keiner von ihnen hat sich bekehrt mit Ausnahme von Instleuten und Gesinde. Der Pfarrer, Casparus Happ, beklagt sich über die Bauern, die nur, wenn sie vom Herrn Starosten gezwungen werden, in die Kirche zu kommen pflegen.“

„Das niedere Volk dieser Stadt ist fast ganz katholisch, die hervorragendsten Bürger jedoch, die Patrizier, sind beharrliche Ketzer. Sie haben 2 Pastoren in der Stadt.“

Man glaubt, die Beschreibung einer dortigen Kleinstadt aus dem 19. Jahrhundert zu lesen. Und wie im 19. waren sicher auch im 16. Jahrhundert die Protestanten Deutsche. Doch gab es Deutsche auch unter den Katholiken, wie schon die deutschen Namen einiger Probsts bezeugen. Unter dem Bücherbestande

der Probsteien werden öfter deutsche Agenden und andere Bücher erwähnt, ich glaube jedoch nicht, daß man dies für die Nationalitätenverteilung auswerten könnte, da einmal im Preußenlande fast alle Probsteien auch der deutschen Sprache mächtig gewesen sein dürften und anderseits um 1590 noch ein zu starkes Uebergewicht des deutschen Buchdruckes besteht, die Frage war oft nicht, ob deutsches Buch oder polnisches, sondern ob Buch und dann deutsch oder kein Buch. Auch in Sprauden, wo 1597 der lutherische Lehrer verjagt wurde, wehren sich die Bauern noch 1598 (S. 427):

„Non est sacerdos residens. Solet alternis septimanis parochus Lignovien-sis ibi celebrare, sed nemo comparat in templo excepta pauca familia quae etiam severe prohibetur a rusticis obstinatis et refractariis.“

Ähnlich ist es in Falkenau (Waliknowy) S. 430:

„Ex subditis agricolis nullus conversus exceptis hortulanis et familia; coguntur tamen poena a Domino Niemojewski interposita concionibus et sacris interesse.“

Nicht anders ist es in Barloschen (Barłożno) S. 432:

„In Barłożno familia subditorum fere omnes catholici, sed subditi omnes haeretici, nullus ex eis conversus.“

Auch in Dombrowken S. 434 haben sich nur Instleute und Gesinde bekehrt. In Ponschau und Schwarzwald sind zwar die Kirchen katholisch geworden, die Bewohner bleiben aber fast alle Protestanten (S. 437/438). Ueber Raikau liest man:

„Omnes fere coloni haeretici et Rudnam pro concionibus ad praedicantem frequentant. Homines obstinati et arrogantes.“ S. 440.

Wir hörten schon allerlei über Neufkirch, hier die dortige Lage 1598 (S. 447):

„In Nowa Cerkiew et aliis villis parochialibus ditionis monasterii Olivensis reperiuntur aliqui subditi haeretici quos nisi ad gremium ecclesiae infra certum tempus redierunt Reverendissimus Dominus Abbas modernus confiscatione bonorum terrefecit.“

Der Starost von Mewe befiehlt 1596 dem Schulzen von Dombrowka, die Kirche den Katholiken herauszugeben „pod utraceniem dobr waszich“, bei Verlust eurer Güter, S. 530. Puzig Dorf (Puczek) und Polzin (Polczyno) waren 1598 mit „Germani et haeretici“ besetzt (S. 475). Lippin (Lipiennik) bei Ossie, Dekanat Schwez, wird 1597 als „villa noviter locata“, als neugegründetes Dorf bezeichnet (S. 377). In Hoch Redlau (Radłowo) „Domini Konopacki habet sex officinas cussorias quarum omnes fabri haeretici suamque ibidem existentem synagogam in modum templi cum sua turri extructa frequentunt penes quam residet minister“ („Im Besitze des Herrn Konopacki, hat 6 Eisenhütten, deren Schmiede

„Hier gibt es keinen Ortsgeistlichen. Der Probst von Liebenau pflegt jede 2. Woche hier die Messe zu zelebrieren, aber niemand kommt in die Kirche mit Ausnahme von etwas Gesinde, das noch stark von den Bauern behindert wird, die halstarrig und widerspenstig sind.“

„Von den bauerlichen Gemeindegliedern hat sich niemand bekehrt mit Ausnahme von Instleuten und Gesinde, sie werden jedoch durch eine von Herrn Niemojewski verhängte Strafe gezwungen, Predigten und Gottesdiensten beizuwohnen.“

„In Barloschen ist das Gesinde der Gemeindeglieder fast ausschließlich katholisch, die Gemeindeglieder selbst aber alle Ketzer, keiner von ihnen hat sich bekehrt.“

„Fast alle Ansiedler sind Ketzer. Sie begeben sich nach Rauden, um die Predigten eines Pastors anzuhören. Es sind halstarrige und eingebilddete Menschen.“

„In Neufkirch und anderen Pfarrdörfern im Besitze des Klosters Oliva werden einige Ketzer unter den Gemeindegliedern gefunden. Der gegenwärtig hochwürdigste Herr Abt hat ihnen Angst gemacht, ihre Güter zu konfiszieren, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Zeit in den Schoß der Kirche zurückkehren.“

alle Ketzer sind und die hier bestehende evangelische nach Art einer katholischen mit Turm gebaute Kirche besuchen. Bei ihr wohnt ein Pastor" S. 482. Damit erscheint neben den Holländern die zweite große Einwandererwelle, die „Hüttenleute“, in unseren Quellen. Leider weiß man darüber noch sehr wenig. Einiges siehe bei John Muhl „Die Dörfer auf der Danziger Höhe“, Schriften des westpreußischen Geschichtsvereins, Danzig 1934.

Das Tridentiner Konzil 1572 hatte energische Schritte gegen das Konkubinat der Priester angeordnet. 20 Jahre später mußte der Visitationsbericht aus Pommerellen noch feststellen, daß es dort noch viele Konkubinen in den Pfarrhäusern gibt, aber es wird empfohlen, nicht mit aller Schärfe gegen dies Uebel anzugehen, da die Lage der Kirche (das heißt die Möglichkeit eines Fortschreitens der Reformation) hier empfehle, das kleinere Uebel zu wählen. Hier der Originaltext: „Licet nonnulli concubinariï sint aut fuerint et adhuc decrepiti cum iisdem concubinis cohabitantes, tamen propter eorum imperfectionem et Ecclesiae huius instantem necessitatem pleno vigore non est visum procedere, cum ex duobus malis natura docente minus eligendum“ S. 222. Uebrigens beklagt sich der Bericht auch oft über die allgemeine Unwissenheit („ignorans“) und geringe theologische Vorbereitung („indoctus“) der Priester.

* * *

In andere Gegenden Pommerellens führt uns der Visitationsbericht von 1647 aus der Zeit des Bischofs Andreas Leszczyński, den W. P o b l o c k i veröffentlicht hat „Visitationes ecclesiarum diocesis Culmensis et Pomeraniae Andreae Leszczyński episcopo anno 1647 factae“ = Fontes Societatis Literariae Toruniensis IV, Thorn 1900. 200 S.

Im Dekanat Thorn geben in den Dörfern Scharnau (Czarnowo), Bedzewo, Bösendorf (Żawies), Dziwak, Stanisławken die Bauern nicht dem Probst ihre Abgaben (missalia), sondern einem „ketzerischen Pastor“ (S. 21), ebenso in Rogowo S. 26. In Scharnese (Czarz) besitzt der Probst zwei Hufen, die er für 15 Jahre an Holländer verpachtet hat (S. 23). Ueber das Kirchspiel Gostkau (Gostkowo), (mit den Dörfern Gostkowo, Tarczyna, Steinau (Ramionki), Łapnicki, Tillitz, Gollong) heißt es, daß hier viele Kalvinisten sind (S. 25). Ueber Semkau (Żajaczkowo), Botschin (Botnice), Leibitsch (Lubicz), Rogowo, Gramtschen (Grębocin) heißt es S. 30 „Haeretici ministri in illis sunt“ (in diesen Kirchen sind protestantische Pastoren).

S. 34 heißt es über Culm: „Extra moenia in villis civitatis Culmensis sunt haeretici qui tenentur adire ecclesiam parochialem pro administratione baptismi et matrimonii, praeter Anabaptistas qui sibi ipsi praedicta administrant sacramenta“ (Vor den Mauern in den Dörfern der Stadt Culm befinden sich Ketzer, die verpflichtet sind, sich zu Erteilung der Taufe und des Ehesegens in die (kath.) Pfarrkirche zu begeben, mit Ausnahme der Mennoniten, die sich die genannten Sakramente selbst erteilen).

Die Dörfer Wossarken (Wwczarka), Roncendorf, Tannenrode (Swierkocin). Tuschau (Tuszewy), alle bei Graudenz, sind von „ketzerischen Ansiedlern“ bewohnt, S. 43. In Gr. Wolz (Wetcz) gibt es Holländer (S. 44).

Im Kirchspiel Rehden (Radzyn) sind viele Ketzer besonders Holländer (S. 46), die dazu gehörigen Dörfer sind: Rehden (Radzyn), Sellnow (Zelnowo), Debarz (Debiniec), Altvorwerk (Stary Dwór), Plement (Plemiety), Melno, Neuhof (Nowy Dwór), Zakrozewo, Seehausen (Sumilowo), Bobrowo, Boguschau (Boguszewo), Rittkau (Ritnowo), Dombrowken, Golembiewken (Golebiewko), Golembiewo, Piotrkowo, Massanten (Mazanki), Solwark, Rabenhorst (Gzyki), Czeplinken (Czczyplinki).

Zum Kirchspiel Okonin (Okunin) gehören die Dörfer: Okonin, Engelsburg (Pokrzywno), Starszewo, Wangerau (Wegrowo), Grabowiec, es gibt hier „ketzerische Holländer“, die jedoch die missalia zahlen S. 48.

In Strasburg, wo viele Reher sind, wird gerade eine evangelische Kirche gebaut, in der Umgebung liegt das Dorf Nowydwór, wo es Holländer gibt S. 54.

„Reherische Holländer“ gibt es auch im Kirchspiel Lembarg, zu dem folgende Dörfer gehören: Lembarg, Milezowy, Groß- und Klein-Konosad, Gorale, Godziska, Tomki, Zalesie, Buckowitz (Bukowiec), Kiaszki, S. 57.

In Zehren (Zzarne), Gr. Tromnau (Trumies) sind die Kirchen in den Händen von Rehern S. 68.

In Neumark (Neosorum) sind viele Evangelische, doch bilden sie nicht die Hälfte der Bevölkerung (S. 76).

Zu Thurau (Turowo) gehörten früher noch einige Dörfer, die jedoch nun von Rehern bewohnt werden und sich von Rehern die Sakramente erteilen lassen (S. 92). In Gnojau (Gnojowo), wozu auch Simonsdorf (Cimendorf) gehört, predigt ein „Reherpastor“ jeden 2. Sonntag in einem Privathause und erteilt die Sakramente. Es gibt einen evangelischen Lehrer für die Knaben. (S. 105.) Ganz genau so ist es in Schönau (Szonowo) (S. 110). In Gr. Montau (Montow) und Wernersdorf (Pogorzala Wies) predigt der Pastor aus Roncendorf und erteilt die Sakramente (S. 108, 109). In folgenden Orten gibt es evangelische Kirchen, Pastoren und Schulen bezw. Lehrer: (Die Formel heißt: „Minister haereticus in eadem villa est et synagoga et ludirector haereticus“) Münsterberg (S. 107), Neuteich (S. 113), Gr. Lichtenau (Lichnowy) (S. 114), Roncendorf oder Runzendorf (S. 115), Liefau (Lissowo) (S. 116), Schadwald (S. 117), Palschau (Palszewo) (S. 120), Neukirch (S. 121), Prangennau (Pragów) (S. 122). In diesen drei Orten ist der Pastor angeblich erst seit den Schwedenkriegen da), Fürstenwerder (S. 123), Ladefopp (S. 125), Tiegenghagen (S. 127), Schönberg (Szemberg) (S. 129), Marienau (Marynowy) (S. 131), Thamza (ob Tannsee?) (S. 132), Lindenau (Lignowy) (S. 133), Christburg (S. 134), Ragnase (Raczynos) bei Königsdorf (S. 135), Altfelde (Starepole) (S. 137), Fischau (Fiszewo) (S. 138), Tiegenort (S. 138), Thiensdorf (Tinsdorf) (S. 140), Stalle (Stala) (S. 142), Stuhm (S. 144).

Die Bewohner von Rozeleżke (Kozliczki) sind 3. T. Reher (S. 112). In Lesewitz gibt es einen evangelischen Pastor, der die Sakramente in einer Scheune (in granario) erteilt (S. 118 unter Lezwice), ebenso ist es in Barendt (Berenty), nur daß es hier die Brauerei ist (in brazatorio) (S. 120). In Bärwald predigt ein evangelischer Pastor seit 40 Jahren in einer Scheune (S. 124). Nach Schönsee (Szenja) kommt jeden 2. Sonntag der Pastor aus Schönberg (Szemberg) (S. 128). Nach Rosengart bei Tiergarten, nach Markushof und nach Altrosengart kommt der Pastor aus Stala zur Predigt (S. 140). In Orlow sind alle Bauern „Anabaptistae Hollandi“ d. h. also holländische Mennoniten (S. 126), solche gibt es neben Lutheranern auch in Ladefopp (S. 125), Tiegenghagen (S. 127), Baumgarth und Christburg (S. 141).

In Buchwald gibt es einen evangelischen Pfarrer (S. 142), zu dem auch die evangelischen Leute aus Altmark (Starytarg) und Neumark (Nowytarg) gehen (S. 144). Reher werden noch erwähnt in Schönhorst (S. 129), Sommerau (Summerau) (S. 138) Bruch, Choyten, Coitki, Trankwitz, Labustinek, Jordanki, alle diese Orte bei Possilge (Possolia), S. 142. Auch in Pestlien (Postolin, S. 146). In Gronowo alias Schönhorst gibt es eine evangelische Schule (S. 139), ebenso in Schroop (Gropa S. 151).

Es wäre interessant, diese Lage in Ostpommern mit der in Westpommern auf Grund des fast gleichzeitigen Dispositionsberichts des Kamminer Archidiaconats Camenensis Andrea de Leszno Leszczyński Archiepiscopo annis 1652 et 1653 facta“ = Fontes Societatis Literariae Toruniensis XI, Thorn 1907. Doch besitzt leider weder die Nationalbibliothek noch die Polnische Bibliothek in Paris dies Werk. Dagegen konnte ich noch einsehen die „Zapiski Towarzystwa Nauko-

wego w Toruniu" I u. II, Thorn 1908—1911. Hier fand ich in einem Illustrationsbericht der Starostei Berent von 1664 (Bd. III 244) folgende Tabelle:

„Wsi niemieckie Starostwa Kosci-rzyńskiego:

Wieś Barkocin Nowy włók 22, gburów 2, sołtysów 2.

Wieś Barkocin Stary włók 19.

Wieś Bucholc alias Schöneberg 18 włók, 2 gburów, 2 sołtysów.

Wieś Szenberg niemiecka 23 włók, 3 gburów, 2 sołtysów

Karczma Nadolna alias Kruzin.

Wieś Fiszzerhutta 5 gospodarzy.“

„Deutsche Dörfer der Starostei Berent: Dorf Neu Barkocin 22 Hufen, dabei 2 großbäuerliche, 2 Schulzen.

Dorf Alt Barkocin 19 Hufen.

Dorf Buchole oder Schöneberg 18 Hufen, dabei 5 großbäuerliche, 2 Schulzen.

Dorf Deutsch-Schönberg 23 Hufen, dabei 3 großbäuerliche, 2 Schulzen.

Krug Nadolna oder Kresin (Kr. Kart-haus).

Dorf Fischershütte 5 Wirte.“

Dietrich Reiser

Bild einer ostdeutschen Landschaft*).

Kalisch. Die Stadt.

„Den unschuldigen Opfern preußischer Barbarei..." war eine Gedenktafel am Rathaus in Kalisch gewidmet. Diese Worte richten sich nicht allein an die polnische Bevölkerung dieser schönen Stadt.

Die unausgesprochene Bestimmung dieser in Bronze verewigten Greuelllage zielt vielmehr in ihrer Wirkung auf den nicht unbeträchtlichen Bevölkerungsteil, der deutscher Herkunft und deutschen Blutes ist. Denn deutsches Bürgertum hat aus dem Trümmerhaufen einer verbrannten Stadt seit 1799 eine der „reichsten Städte des Königreiches" gemacht, und deutsche Arbeit hatte wesentlichen Anteil an den Bauten, die 1914 von reichsdeutschen Soldaten wieder zertrümmert werden mußten. Diesen deutschen Menschen sollte mit dem Anwurf: „Die Preußen sind Barbaren" — einem der berüchtigten Schlagworte der Entente-Preße im Weltkriege — der Gedanke an das Mutterland vergällt werden.

Nicht erst seit 1½ Jahrhunderten haben deutsche Bürger Anteil an der Entwicklung von Kalisch, sondern schon an dem Bau der mittelalterlichen Stadt sind deutsche Menschen maßgebend beteiligt.

Im 13. Jahrhundert entstand zwischen zwei Flußarmen der Prosna auf einer hochwasserfreien Terasse die Neustadt Kalisch mit Magdeburger Recht. Sie hatte deutsche Schulzen und noch bis ins 16. Jahrhundert ein überwiegend deutsches Bürgertum. Schon in dieser Frühzeit strömt allerdings ein Element ein, das späterhin den deutschen Bevölkerungsteil überwuchert, den polnischen nicht hochkommen läßt und heute mehr als den dritten Teil der Stadtbewohner bildet: die aus Deutschland vertriebenen Juden. Sie durften damals noch nicht das Bürgerrecht erwerben, erhielten jedoch schon 1264 von Boleslaw dem Frommen wichtige Vorrechte.

Unter sorgsamer Förderung Kasimirs des Großen wuchs Kalisch rasch an Reichtum und Bevölkerung, das Tuchgewerbe blühte auf, und sowohl die damalige Schiffbarkeit der Prosna wie auch die Führung des Handelsweges Breslau—Thorn über Kalisch (noch Ende des 15. Jahrhunderts wurde er der Stadt in einem Vorrechte bestätigt) trugen zum Wachstum bei. Auch manche bedeutsamen Ereignisse der polnischen mittelalterlichen Geschichte sind mit Kalischs Namen verbunden, so u. a. der Vertrag Kasimirs des Großen mit dem deutschen Ordensstaate, in welchem

*) Siehe auch D. M. P., Jg. 5, Seite 486, Dietrich Reiser, Die deutschen Siedlungen im Kalischer Lande.

der weitblickende polnische König seinen Ansprüchen auf Pommerellen feierlich entsagte aus der Erkenntnis heraus, daß Polens Zukunft in den weiten Räumen des Ostens liegt.

Der allgemeine Rückgang von Handel und Gewerbe in Polen seit Ende des 15. Jahrhunderts, der mit einer Kürzung der städtischen Vorrechte verbunden war, verschonte auch Kalisch nicht, so verlor es an Bedeutung und konnte die zahlreichen Kriegsschäden, die ihm die Schwedenkriege brachten, nicht mehr verwinden. Brände und Pestseuchen, die die Stadt mehrmals schwer heimsuchten, trugen zum Verfall bei. Im Jahre 1793 wurde die Stadt mitsamt dem schönen hölzernen Rathause Opfer einer furchtbaren Feuersbrunst. Inzwischen war mit der zweiten polnischen Teilung Kalisch zu Preußen gekommen. „Sorgsam nahm sich die preussische Regierung des Schicksals und der Wiederherstellung der Stadt an und trug unter Errichtung einer Kammer, der Regierung und des Landratsamtes viel zu ihrem Aufschwunge bei . . . Schmucker als vordem erstand sie aus ihrer Asche . . . Eine beträchtliche Anzahl deutscher Beamter siedelte sich sofort in Kalisch an. Auf ihren Spuren zogen sie allerlei Handwerker, Fabrikanten, Gewerbetreibende nach sich. Hätte dieser Zustand noch länger gedauert, so wäre Kalisch völlig eingedeutscht worden, besonders da nach den napoleonischen Kriegen die kongreß-polnische Regierung mit Unterstützung der „Bank Polski“ diese Bemühungen fortsetzte. Von neuem beginnt „seit 1815 ein Aufschwung und die ständige Verschönerung der Stadt. Zahlreiche Gewerbetreibende wurden herangezogen, und es entstanden viele Fabriken. Man gab ihnen beträchtliche Unterstützungen, trat die Gebäude des Klosters ab und selbst die städtische Mühle als Walkmühle . . .

Nach dem polnischen Aufstand des Jahres 1831 zog der größte Teil der Handwerker und Fabrikanten fort. Trotzdem blieb das Handwerk zunächst deutsch, hatte allerdings unter dem Druck der jüdischen Händler zu leiden, die hier wie im ganzen Kongreßpolen „die kaufmännischen Nutznießer des tätig schaffenden deutschen Handwerkers und Industriepioniers“ waren. Noch um 1880 befanden sich hier folgende Zünfte: Böttcher, Klempner, Färber, Feldscher, Töpfer, Nagelschmiede, Buchbinder, Kupferschmiede, Schmiede, Kürschner, Hutmacher, Maler, Zimmerleute, Messingschmiede. Müller, Seifensieder. Leineweber, Seiler, Brauer, Bäcker, Riemer, Fleischer, Handschuhmacher, Schlosser, Sattler, Tischler, Stellmacher, Schneider, Tuchmacher, Bandweber, Drechsler, Uhrmacher und Goldschmiede. Ihre Mitglieder waren ganz überwiegend Deutsche.

Wirtschaftlich konnte das Deutschtum seine Stellung bis zum Kriege behaupten, sein Anteil an der Kalischer Bevölkerung sank zwar von 19% (1860) auf 12% (1909), durch die stürmische Aufwärtsentwicklung der Stadt nach dem Bau der Eisenbahnlinie Lodz—Kalisch—Ostrowo stieg es aber mengenmäßig auf mehr als da Doppelte, auf fast sechstausend Menschen.

Aber schon seit Mitte v. Jh. bedroht eine neue Gefahr von innen heraus den Bestand des Kalischer Deutschtums: Während bei den Polen eine Zeit völkischen Erwachens heraufzieht, machen sich bei den Deutschen in steigendem Maße die Folgen liberalistischer Einflüsse geltend. Die Deutschen gelangen nicht nur nicht zu einem eigenen völkischen Zusammenschluß, vielmehr verbreitet sich gerade in völkischen Fragen eine erschreckende Gleichgültigkeit, die zuerst in die reicheren Schichten der Bevölkerung eindringt und nach deren Beispiel dann auch bei den Handwerkern immer tiefer einreißt.

Der Enkel des Gründers der Kepphan'schen Tuchfabrik, Ludwig Scholz, hatte eine Polin namens Rogozińska geheiratet, obwohl es sonst unter den Evangelischen nicht üblich war, Mißgehen mit polnischen Katholiken einzugehen. Schon an der Tatsache dieser Ehe zeigt sich der Einbruch liberalistischen Denkens in eine

Schicht des Deutschtums, welche berufen war, führend und beispielgebend auf die Einstellung aller deutschen Menschen einzuwirken, denn Scholz gehörte zu den reichsten Fabrikanten von Kalisch. Sein ältester 1860 geborener Sohn Stephan besuchte in Kalisch das Gymnasium, ging dann nach Petersburg auf die Marineakademie und machte als Kadett die Reise eines russischen Kriegsschiffs nach Ostindien mit. An seinem Leben tritt die geistige Haltlosigkeit der deutschen führenden Schicht offen zu Tage: Die alles erdrückende Macht des russischen Reiches und der geistige Schwung der Polen, der sich gegen diese Macht auflehnt, das sind die beiden Kräfte, zwischen denen die Deutschen stehen, und zwischen denen sie vermeinen wählen zu müssen. Das Dritte, nämlich, daß sie als Deutsche ein besonderes Volk mit eigener Ehre und eigenen Aufgaben sind, — zum Mindesten die führende Schicht hätte das klar erkennen müssen — das kam ihnen nicht zum Bewußtsein.

Die Alten waren „Weltbürger“ und wollten nichts als Geschäfte machen, — die Jungen erlebten bei den Polen das Beispiel einer erwachenden Nation und fühlten sich von deren tätiger Kraft angezogen. Stephan Scholz nimmt hier dank des polnischen Blutes seiner Mutter eine Entwicklung voraus, die eine Generation später der Großteil des reinblütigen Deutschtums in Kalisch und auch in manchen kleineren Städten durchmacht. Er fühlt sich so sehr als Pole, daß ihn sein eigener Name stört, der die deutsche Abkunft verrät. Er tarnt sich mit dem Geburtsnamen der Mutter und heißt seitdem Szolc-Rogozński, die Polen schreiben entweder „Rogozński-Szolc“ oder „S. Rogozński“. In seinem Blute steckt die deutsche Unternehmungslust der Väter: Er rüstet eine völkerkundliche Forschungsreise nach Kamerun aus. Zu Mitarbeitern wählt er nur Katholiken und gibt der ganzen Fahrt polnisch-nationalen Charakter: Mit Recht zählten ihn die Polen unter die bedeutendsten „polnischen“ Forschungsreisenden. Acht Jahre lang lebt er seinen Kamerunforschungen und läßt sich mit seiner Frau, einer polnischen Schriftstellerin, auf der Insel Fernando Po nieder, wo er mit 36 Jahren stirbt — kinderlos, wie so viele der zu anderem Volkstum abgefallenen Menschen.

Nach dem Vorbilde und unter dem Druck der führenden Familien greift der Verfall an völkischer Haltung reizend um sich. Ein Beispiel: 1864 wird von den deutschen Bürgern in Kalisch eine freiwillige Feuerwehr gegründet. Sie umfaßt lange Zeit hindurch beinahe nur Deutsche und gilt als rein deutsche Einrichtung. In den achtziger Jahren dringen allmählich Polen ein, unter dem deutschen Leiter Fulde wird bereits die polnische Amtssprache eingeführt, und schon um 1900 finden wir in den Verzeichnissen der Hauptleute nur vereinzelt deutsche Namen.

Noch vor dem Weltkriege scheint das völkische Bewußtsein unter den Deutschen Kalischs völlig verfallen. Der Krieg bringt dazu einen materiellen Verfall, der einem Zusammenbruche nahekommt. Die Verschickung vieler völkisch verdächtigter Deutscher in den Osten Rußlands, die Einberufungen zum Heere, die Zertrümmerung Kalischs, der Krieg gegen die Bolschewisten 1920, die Inflationszeit — damit sind Schlagwortartig die äußeren Tatsachen angedeutet, die sich auf eine Zeitspanne von nicht viel mehr als einem Jahrzehnt zusammendrängen. Auf fast ein Viertel des Bestandes der Vorkriegszeit ist die Zahl der Evangelischen nach Ablauf dieses Jahrzehnts zusammengeschrumpft. Wie weit man heute in Kalisch überhaupt von Deutschen sprechen kann, wird erst eine nahe Zukunft erweisen, in der die laue Zwischenschicht zwischen den Völkern endgültig aufgerieben und jeder Einzelne zum Bekenntnis seines Volkstums gezwungen werden wird. Und zu ehrenvoller Geltung werden dann wieder die Worte gelangen, welche in leuchtenden goldenen Buchstaben den Giebel eines der schönsten Kalischer Gebäude zieren. Wie sie einst den Wahlspruch der preußischen Könige bildeten, so verkörpert sich heute wieder in diesen Worten der auf den Kräften von Rasse und Volkstum beruhende Europäische Gedanke der Ordnung gegenüber zerstörendem Gleichheitswahn. Sie lauten: *Suum cuique. Jedem das Seine.*

Das Kalischer Land.

Der Begriff „Kalischer Land“ ist zunächst nicht ganz eindeutig. In alt-polnischer Zeit führte die Blickrichtung der Kalischer Burgherren entsprechend der Verzweigung der aus Schlessen und Kleinpolen kommenden Handelswege nach Norden und Westen. Fast der ganze Ostteil der nachmaligen Provinz Posen gehörte zu diesem einstigen Kalischer Lande, der „Ziemia Kaliska“, das im 16. Jh. den Namen einer Woiwodschaft erhielt, aber immer zu „Großpolen“ gerechnet wurde. Die preussisch-russische Grenzlinie von 1815 ließ nur die Hälfte des früheren südpreussischen Kammerdepartements Kalisch bei Preußen, Kalisch selbst wurde zu Rußland geschlagen. Seitdem wandte sich im Laufe der Jahre seine Blickrichtung nach Osten, trotz seiner Randlage gelang es ihm doch — nicht zuletzt dank dem Fleiße der deutschen Einwanderer — seine Bedeutung für einen weiteren Umkreis zu bewahren.

Die Prosna freilich wurde zur Grenze zweier Kulturen: Das Land im Westen nahm als Provinz Posen in den folgenden hundert Jahren seiner Zugehörigkeit zum Preussischen Staate an dem kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwunge Preußen-Deutschlands teil, Land und Bewohner — gleich ob deutscher oder polnischer Volkszugehörigkeit — erhielten die preussische Prägung, deren Nachwirkungen sich so stark geltend machen, daß sich die Westpolen als eigener Neustamm in Polen fühlten, dessen organisatorische und schöpferische Fähigkeiten ungebührlich in den Schatten gestellt wurden. Aber nicht allein seelischer Natur ist diese Grenze, sondern sie ist noch heute deutlich in der Landschaft wirksam. Sie scheidet Kulturlandschaften, die auf der einen Seite durch ein Jahrhundert preussisch-deutscher Landespflege, auf der anderen durch ebensolange einwirkende russische Vernachlässigung gekennzeichnet sind. Die Russen haben ihren Herrschaftsbereich (in dem sie seit den Aufständen von 1830 auch praktisch regierten) verkommen lassen, während drüben jenseits der preussischen Grenze so angestrengt gearbeitet wurde, daß man heute — nach polnischem Zeugnis — „die Steuerfähigkeit des Gesamtstaates von 270 Jahren darauf verwenden müßte, um ganz Polen auf die Höhe der Westwoiwodschaften zu bringen.“

An diese Grenze wird sich heute selbstverständlich auch der Geograph halten, der eine Abgrenzung des Kalischer Landes vorzunehmen hat.

Zur Abgrenzung im Osten und Norden eignet sich der Lauf des Wartheals. Im Anschluß an Breyer soll aus geographischen und siedlungsgeschichtlichen Gründen das breite Schmelzwassertal der Warthe, das eine besondere Landschaftseinheit bildet, nicht mehr in die Behandlung des Kalischer Landes eingeschlossen werden. Es wird in der Arbeit nur insoweit behandelt, als es für das eigentliche Kalischer Deutschtum von Bedeutung ist. Der Talrand, der die engere Grenze des Kalischer Landes bildet, ist in den Karten eingezeichnet, der Karteninhalt jedoch bis zum Flußlauf selbst durchgeführt worden, um einen leichteren Anschluß an spätere Kartierungen der Nachbargebiete zu ermöglichen.

Diese Grenzführung entspricht nicht nur der Formengliederung der Landoberfläche, sondern sie umreißt auch den Wirkensraum von Kalisch, welcher bis zu den kleinen Kreisstädten an der Warthelinie reicht, bis Konin, Kolo und Sieradz, die auch dem Kalischer Bezirksgerichte unterstehen. Wie Kalisch selbst Grenzstadt ist zwischen den Einflußbereichen der Großstädte Posen und Lodz. So bilden die erwähnten Kleinstädte mit ihren je 9 000—14 000 Einwohnern die Endpunkte des wirtschaftlichen und verkehrsmäßigen Einzugsgebietes von Kalisch, in welches ihre eigenen Wirtschaftsgebiete niederen Ranges hineinschneiden. Während diese kleinen Städte nur ihre politischen Kreise erfassen, hat Kalisch — obwohl ebenfalls nur Kreisstadt — doch etwas von seiner ehemaligen Bedeutung als Woiwodschafts- bezw. Gau-(Ziemia-)hauptstadt behalten, die ihm westlich der Prosna allerdings auch heute noch von dem verkehrsgünstig gelegenen und zu preussischer Zeit hochgekommenen Städtchen Ostrowo freitig gemacht wird. Dieses hat es bisher verhindert, daß Kalischs Einfluß jenseits der alten Grenze gegen das Kulturgefälle aufkam.

Damit ist nicht nur vom natürlichen, sondern auch vom Wirtschaftsraum her mit den Flußlinien der Prosna und der Warthe der Umriß des Kalischer Landes gezogen, soweit er für diese Arbeit von Belang ist. Im Süden bilden die verehrtsfernen und deutschumsarmen Wälder einen breiten Grenzsaum. Sucht man für statistische Berechnungen eine Linie, so eignet sich für diese Arbeit am besten die SO-Grenze des Kalischer Kreises, jenseits deren sich so gut wie gar kein Deutschum mehr findet. In die Kartendarstellung wurde jedoch — soweit der Stoff vorhanden war — die Volkszugsinsel um Szczerwinski Wola mit einbezogen, welche man am besten noch zu der Gruppe um Zduńska Wola rechnet.

Gestaltung seiner Oberfläche und Zusammensetzung seines Bodens verdankt das Kalischer Land wie der gesamte Norden Deutschlands und Polens den Wirkungen der Eisbedeckung und der ihr folgenden Abschmelzzeit. Die schon zur Führung der Grenze herangezogenen Talzüge umschließen das Land von drei Seiten. Das im Norden ostwestlich verlaufende Stück des Warthetals, welches zu dem großen „Warschau-Berliner Urstromtale“ gehört, ist an der schmalsten Stelle bei Ronin noch 2 km breit, durchschnittlich aber um 5 km. Der Warthelauf hat im mittelpolnischen Teilgebiete noch keine Begrädigung erfahren und nur hie und da ist eine besonders gefährdete Uferstelle durch einzelne Bühnen geschützt (z. B. am Gutshause Schlaust). Die Verwilderung macht sich besonders in dem breiten Becken oberhalb Kolo bemerkbar; die Warthe ist dort in eine Anzahl von Armen verzweigt, Alt- und Nebenwässer begleiten ihren Lauf, ihre Zuflüsse winden sich viele Kilometer weit neben ihr her, bis sie endlich die Sande durchbrechen, die das alljährliche Hochwasser im Ueberschwemmungsgebiete abgelagert. Auch der süd-nördlich gerichtete Oberlauf der Warthe verläuft hier bereits in einer breiten Schmelzwasserrinne, und ein ebensolches Tal benutzt die Prosna.

In den Ausläufern desselben polnischen Jura, in welchem oberhalb Tschenschkau die Warthe entspringt, nimmt die Prosna östlich Kreuzburg in Oberschlesien ihren Ursprung und ist dort nur 15 km von der Warthe entfernt, welche bei Dziadoszyn ein scharfes Knie bildet und nach Osten abbiegt. Die Prosna dagegen wendet sich nach Westen. Schließlich schlagen sie beide nördliche Richtung ein und erreichen gleichlaufend und von der Breite Kalichs an etwas auseinander tretend über 100 km weiter im Norden das Warschau-Berliner Urstromtal, welches die Warthe nach Westen ablenkt und die Prosna damit zu ihrem Nebenflusse macht.

Bereits Wunderlich brachte zum Ausdruck, daß die Großgliederung Mittelpolens durch die Täler der großen Flüsse gebildet wird und gab dem Diluviallande zwischen Warthe und Prosna den Namen „Kalischer Platte“. Im einzelnen sind es sehr verschiedenartige Züge, welche die Landschaft dieser Platte aufgliedern und welche für die Fragestellung dieser Arbeit mehr oder minder von Bedeutung sind.

Im großen und ganzen senkt sich die Kalischer Platte — entsprechend der voreiszeitlichen Landoberfläche — leicht von Süden nach Norden bis auf die etwa 90 m Meereshöhe ihres Randes gegen das Urstromtal. Ihre Oberfläche ist aber nicht völlig eben, sondern wird von einer Geländewelle durchzogen, die, nicht einheitlicher Entstehung, die Wasserscheide zwischen Warthe und Prosna trägt. Den Untergrund der Höhen im Süden bilden Ausläufer des polnischen Jura, über welche sich eine nach Norden hin immer mächtiger werdende Decke von eiszeitlichen Geschiebelehm- und Sandbildungen aus Grund- und Endmoränen legt. Zunächst bilden Endmoränen des Warthestadiums die Wasserscheide, deren Linie übrigens allgemein näher an der Warthe als an der Prosna verläuft.

Im SW von Turek liegt sie zwischen Strzałków und Wielopole auf einer über 50 m hohen Erhebung mit allseits regelmässigen sanften Böschungen, deren Enden nach NW und SW weisen. Auf ihrem Rücken befindet sich u. a. die deutsche Kolonie Alt-Czachulec. Mit etwa 20 km Länge und einem Viertel an Breite erhebt sich diese Geländeaufwölbung inmitten der Platte zu beherrschender Stellung. Ihre Oberfläche wird von Geschiebesand gebildet, an ihrem höchsten

Punkte trägt sie eine 8 m hohe Düne, einen Rieshügelzug entdeckte Lencewicz nördlich Dziadowice. Er sieht in dieser Aufwölbung einen von der Abtragung bisher verschonten zeugenartigen Ueberrest der ältesten Grundmoränenebene.

Weiter im Norden schließt sich ein nach Süden bis vor Turek ausbuchtender Halbkreis junger Endmoränen von sehr unregelmäßigen Formen an. Sie liegen anscheinend auf der obersten Wartheterrasse, die das ganze Gelände östlich Turek einnimmt und scheinen gleichsam aus dem Warthetal her südwärts auf diese heraufgeschoben. Lencewicz führt diese Erscheinung auf zum Beweise seiner Annahme von einem neuerlichen Vordringen des Eisrandes auf dessen Rückzuge nach Norden, welches er als „kujawische Schwankung“ bezeichnet.

Obwohl durchaus verschiedener Entstehung und Erscheinung, bilden somit diese Erhebungen zusammen einen örtlich stärker oder schwächer ausgeprägten Höhenzug, der von Süd nach Nord gleichsam den First eines flachen Daches bildet, von dem herunter die Gewässer nach Osten in kurzem Wege zur Warthe streben oder nach Westen hin einen längeren Weg vor sich haben, bis sie entweder nordwärts umbiegend zu selbständigen Zuflüssen der Warthe werden, oder auf die Prosna hin ihren Lauf nehmen. Diese letzte Gruppe von Bächen vereinigt sich zu zwei kleinen Flüssen, der Swednía und der Pokrzywnica. Sie münden dicht nebeneinander in die Prosna ein.

An der Mündung der Swednía liegt Kalisch auf einer Terrasse im Prosna-tale, und obwohl es nur mehr größere Bäche sind, deren Zusammenströmen Kalisch als im Knotenpunkte eines Strahlenbündels von Geländelinien gelegen erscheinen läßt, so deutet das Kartenbild dennoch die wirkliche Richtung der Beziehungen an. Zu dem Gewässernetz tritt das Netz der Straßen und Wege, das allerdings die Niederungen meidet und die höheren Flächen vorzieht; tritt der reiche Inhalt des offenen, fruchtbaren und daher tauend und mehr Jahre befeuchteten Landes, tritt schließlich im weiteren Umkreis ein Grenzsaum magerer Böden und ausgedehnter Waldungen, der diese engere Kalischer Landschaft nach außen hin abschließt und von Neuem auf den Kern und Knoten des Netzes hinweist. So erscheint es dem Betrachter der Karte nur natürlich, daß an diesem von den Leitlinien des Landes vorgezeichneten Punkte eine Stadt einst Möglichkeiten der Entwicklung in geschichtliche Wirklichkeit umsetzen konnte, soweit solche diesem Lande im großen Zusammenhange des Raumes und des Geschehens überhaupt gegeben waren.

Das eiszeitliche Tal der Prosna verengt sich bei Kalisch auf etwa 1 km. Auf der östlichen Seite wird sein Rand von Endmoränenbildungen begleitet, die zwischen Opatówek und Godziesze besonders gut ausgebildet sind, jedoch durch den Durchbruch der Pokrzywnica unterbrochen werden. Wohl 80 m über der Prosna steht auf ihrem höchsten Punkte bei Chelmce eine katholische Kirche, deren Turm weithin im Lande sichtbar ist. Aber auch unterhalb Kalisch beträgt die Höhe des Talrandes noch um 25 m.

Erst etwa 20 km unterhalb der Stadt tritt der Rand zurück und der Prosna-spiegel liegt nur mehr 7 m tiefer als das Umland. Von dieser Stelle aus oberhalb Chocz bis herüber nach Ronin umschließen Prosna- und Warthetal eine ausgedehnte Fläche, welche nach Norden abfallend im großen und ganzen um mehr als 20 m unter der Oberfläche der eigentlichen „Platte“ gelegen ist. Gegen diese setzt sie sich in einer sanft geneigten, aber an vielen Stellen, z. B. nördlich Stawiszyn doch deutlich erkennbaren Stufe ab und unterscheidet sich auch durch ihre Bodenbeschaffenheit (s. u.). Andererseits bildet sie nicht nur gegen die Prosna, sondern auch am Warthetal zunächst einen deutlich erkennbaren Rand, der bei Schlaus 11 m Höhe aufweist und ebenso hoch wieder bei Zagorów vorhanden ist, aber gen Peisern, gegen den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse hin verschwindet. Zagorów liegt auf einer fluvialen Insel, welche im Süden von dieser terrassenartigen Fläche abgeschnitten wird. Um die Entstehung des Ubergangsbereiches von der Terrasse zum Urstromtal eingehender darzustellen, würde es nicht nur einer Kartenunterlage in größerem Maßstabe, sondern vor allem einer Boden-

karte dieses Gebietes bedürfen; beides ist nicht vorhanden, und sie zu schaffen, ist nicht Aufgabe dieser Arbeit.

Die Bodenverhältnisse allerdings sind für die deutsche Siedlung in diesem Gebiete von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Umso schmerzlicher ist es, daß außer dem Ausschnitte aus der Bodenkarte Polens (im Maßstabe 1:1½ Mill.) eine eingehendere Darstellung sich nicht beschaffen ließ, weil offenbar nirgends vorhanden. Denn gerade in den deutschen Gebieten herrschen die geringsten Böden vor. Deren Verbreitung darzustellen und auf der Karte zu veranschaulichen, dazu möge eine formenkundliche Erscheinung dienen, welche bei der Landesübersicht zunächst keine Erwähnung fand.

Es ist das Auftreten von Binnendünen, wie sie von vielen Stellen Norddeutschlands, besonders z. B. aus dem Netetale bekannt sind. Allgemein ist die Entstehung solcher Dünen, die sich auf Sandern und in den Talsandflächen bilden, insofern umstritten, als sie gemäß den im NO steilen Böschungswinkeln von den meisten deutschen und polnischen Geographen auf südwestliche Winde zurückgeführt wird, während Solger meint, die Anlage dieser meist nach W offenen Formen könne nur von Ostwinden geschaffen sein. Im behandelten Gebiete sind sie vom Urstromtale bis herauf auf die Höhe verbreitet; dadurch fühlte sich Wunderlich zu der Annahme veranlaßt, sie seien im Warthetal, sowie links der Prosna entstanden und nun unter herrschenden Westwinden nach Osten weit ins Land hinein gewandert.

Eine nördliche Zone der Dünen und schlechten Böden erstreckt sich vom Zusammentreffen des Warthe- und des Prosnatals in einer Breite von 10—15 km südostwärts bis heran an die Höhe von Alt-Czadzulec. Im Süden des Landes, um Brzeziny bis herauf nach Ploczew findet sich, höher — vielleicht in einem alten Staubecken — gelegen, ein weiteres Dünengebiet. An Mächtigkeit vermögen diese Dünen es allerdings nicht mit denen im Norden aufzunehmen.

Wo und wie diese Dünenzüge entstanden sind, ob aus örtlichen Sandvorkommen oder in weiter abgelegenen Gebieten, werden erst künftige Forschungen klären können. In jedem Falle haben sie unter starker oder beständiger Windeinwirkung gestanden, manche von ihnen erreichen über 20 m verhältnismäßiger Höhe. Heute tragen sie meist einen Kiefernbestand, aber es sind doch auch viele offene Stellen vorhanden, die dann Namen wie z. B. „Weißer Berg“ erhalten.

Nicht nur in der Umgebung dieser offenen Stellen, sondern in kilometerweitem Umkreise um die Dünen ist der Boden mit Flugsand verweht, oder wenn er tief und feucht liegt, jedenfalls stark sandhaltig. Solche feuchtsandigen Böden werden von den Polen „Sapy“ genannt. Sie begleiten den Dünenstreifen in seiner ganzen Ausdehnung. Grad der Feuchtigkeit und Anteil des Sandgehaltes bilden in diesem Dünenbereiche die einzigen wesentlichen Unterschiede der Böden, sie sind insgesamt leicht und ertragsarm und lohnen nicht den Anbau.

Diese Gegend der Dünen und schlechten Böden wurde vor dem 18. Jh. bei der Landnahme und bei den Rodungen des Waldes gemieden, an denen sicher schon im Mittelalter deutsche Dorfgründungen ihren Anteil hatten. Dadurch blieb gerade in dem weiten Dünen- und Sandgebiete der Wald stehen, und auch heute noch liegen die großen Wälder vornehmlich im Dünenbereiche, daneben tragen fast nur noch die Endmoränen des Nordostens größere Forsten. Es entstand mit der Besitznahme durch den Menschen der Gegensatz zwischen dem reichen offenen und altbesiedelten Lande in der Zone der besseren Böden und andererseits dem verkehrsfernen, nur punkthaft besiedelten Waldlande. Das offene, mehr oder minder fruchtbare Land umfaßt heute die breite Zone um Kalisz—Stawiszyn und Gieradz—Warta, zwischen denen der einstige Waldsaum kaum in Restzeugen erhalten ist, ferner die östliche Hälfte des Landes und die Ränder der Höhe gegen die eiszeitlichen Rinnen und Täler, während der Wald bis auf das Dünengebiet zurückgedrängt ist.

Die bodenmäßigen und klimatischen Bedingungen stehen im offenen Lande denen des Posener Gebietes nicht allzuweit nach. Obwohl daher die Landwirtschaft nicht ungünstige Voraussetzungen vorfindet, kann sie sich doch auch heute noch nicht mit derjenigen im Posener Lande messen, zu schwer war ihre Lage in der russischen Zeit und zu wenig haben sich die Markt- und Preisverhältnisse heute geändert.

So läßt auch heute noch die allgemein übliche beetartige Bestellung der Felder den für Mittelpolen so bezeichnenden Gegensatz zu den glatten, weil drainierten Flächen im Posener Lande hervortreten.

Ein weiteres Hemmnis einer intensiven Bewirtschaftung ist die Armut der Bauern, denn der weit überwiegende Teil der Wirtschaften gehört dem Kleinbesitz unter 10, ja unter 5 ha an. Dieser Besitz ist dazu noch teilweise zerplittert, wenn auch längst nicht in dem Maße, wie in anderen Teilen Polens.

Auch die Volksbildung bedarf noch entschiedener Förderung, soll die Menge der Kleinbauern zu intensiverer Bewirtschaftung ihrer Grundstücke erzogen werden. Allerdings ist auf diesem Gebiete in den letzten 20 Jahren bereits viel geleistet worden, überall entstehen moderne Schulen, und der Bildungshunger ist gerade in der polnischen Landbevölkerung größer als die Mittel, ihn zu befriedigen.

Das Vorbild des raschen Aufstieges der dörflichen Wirtschaft und Kultur im benachbarten Posener Lande unter der preussischen Verwaltung hat aber doch bereits in der Vorkriegszeit eine nicht geringe Auswirkung auf das Kalischer Land gehabt. Besonders die katholische Kirche, deren Pfarrer größtenteils aus dem Bauerntume hervorgehen, hat sich ein Verdienst um die Förderung der landwirtschaftlichen Erziehung und des genossenschaftlichen Zusammenschlusses erworben. Das hervorragende Beispiel dafür ist das berühmte Musterdorf Lisów an der Straße Opatówek—Dobra.

Vor 40 Jahren war es ein armes Dorf mit etwa 800 Einwohnern, davon 87% Schriftunkundige. In diesem Dorfe gründete bereits zu russischer Zeit der katholische Pfarrer Prälat Błaziński eine Anzahl von genossenschaftlichen Einrichtungen: eine Konsumgenossenschaft (gegr. 1902, heute landwirtschaftliche Handels-gesellschaft mit 203 Mitgliedern und fast $\frac{1}{2}$ Mill. zl jährlichem Umsatz. Sie besitzt eine eigene Mühle und Ziegelei), Kreditgenossenschaft (Kasa im. Stępczyka mit 2650 Mitgliedern, einem Bankumsatz von 1,7 Mill. zl i. J. 1936 und Spareinlagen von an 150 000 zl), Feuerversicherung auf Gegenseitigkeit, außerdem ein Volksheim, Schule, Volkshaus usw. Heute bestehen hier an 20 derartige Organisationen, die Bevölkerung wuchs auf etwa 1500 Menschen und ihr Vermögen soll auf das 3—4fache gestiegen sein. Eine genossenschaftliche Dampfmolkerei zählt 2218 Mitglieder aus dem Gemeindebezirke, besitzt bereits 15 Zweigstellen und verarbeitet jährlich an 2 Mill. Liter Milch. Eine genossenschaftliche Bäckerei bäckt täglich etwa 580 kg Brot und 80 kg Brötchen aus. Eine 7klassige Volksschule entstand erst 1923, aber bereits 1913 war eine Landwirtschaftsschule gegründet worden. Daneben besteht auch eine weibliche Berufsschule für Zuschneiderei, Nähen, Sticken, Weben, ferner Blumen-, Gemüse-, Obstgärtnerei und Bienenzucht. Dieses Werk entstand in einem zwar volkreichen, materiell aber armen Dorfe mit 6—20-Morgen-Wirtschaften.

Lisów ist eines der wenigen Dörfer, das ein ordentliches und gepflegtes Bild bietet. Man sieht es den hübschen Blumengärten und den geraden Staketenzäunen, den Bürgersteigen und jungen Anpflanzungen an, daß dieser Ort in seiner Gesamtheit eine langjährige kulturelle Erziehung hinter sich hat, die er seinem katholischen Geistlichen verdankt. Diesem Manne ist es durch sein Werk gelungen zu beweisen, daß Ordnungswille und Kultursinn auch einem wirtschaftlich armen Lande seine ihm angemessene Formung zu geben vermögen.

Dieses Dorf Lisów ist im Lande bisher ein Sonderfall geblieben, und erst in jüngster Zeit setzte eine gewisse Breitenarbeit ein. Vielerlei Organisationen

versuchten, diesem Vorbilde nachzustreben, aber alle diese Bemühungen stecken noch ganz in den Anfängen.

Untätig ist das Land allerdings heute nicht. Es wird viel gebaut: Große kastenartige Schulgebäude für die 7klassigen polnischen Volksschulen, Neubauten der Gemeindeämter und Volkshäuser, deren oft unverputzte Ziegelfronten gern durch dicke weiße Säulen zu beiden Seiten des Mitteleingangs belebt werden. Auch die Bauernhäuser werden vielfach in einem häßlich wirkenden unverputzten Ziegelbau errichtet, das Dach, besonders wenn es aus den billigen und beliebten Zementziegeln besteht, gern aufdringlich rot und weiß gemustert, oft in Form eines großen Kreuzes und der Jahreszahl.

Wo die „oświata“, die Aufklärung, noch nicht so stark eingedrungen ist — oder wo der Bauer Angst hat, zu viele Schulden aufzunehmen —, wird noch in dem alten leichten Holzbau oder sogar in Lehm gebaut. In diesem letzten Falle erhalten die Wände nur einen Rahmen aus Balken.

In Holz bauten meistens die polnischen Ansiedler der Vorkriegszeit. Damals wurde eine Anzahl von Gütern aufgeteilt, und es entstanden Kolonien, deren Siedlungsform meist die einfache oder doppelte lockere Reihe von Gehöften längs eines oft schnurgeraden Weges ist. Anders als die meisten deutschen Siedlungen sind diese neuen polnischen Kolonien nicht durch Rodung im Waldlande, sondern auf bereits kultiviertem Gutsboden — der meistens nicht schlecht war — entstanden und unterscheiden sich daher schon dem äußeren Landschaftscharakter nach wesentlich von den deutschen Hauländereien.

Die älteste Form der bäuerlichen Siedlung ist das Straßendorf, welches noch vor hundertfünfzig Jahren neben den deutschen Streusiedlungen die herrschende Dorfform war. Auch heute noch empfindet man sie als bezeichnend für das polnische Land, hier in diesen eigentlichen „Dörfern“ (im engeren Sinne von geschlossenen Siedlungen) drängen sich die Häuser auf den oft geteilten Grundstücken dicht aneinander, von der Straße durch einen schmalen, dicht verwachsenen Garten und einen oft verfallenen Zaun getrennt, und hier ist es den fortschrittlichen Ziegelbauten noch am wenigsten gelungen, die windschiefen, unsauber gefalkten Lehmhäuschen zu verdrängen, in denen sich noch heute bei mindestens der Hälfte der polnischen Bauern das reiche Familienleben abspielt.

Diese Straßendörfer liegen häufig dicht bei den großen Gutshöfen, zu denen die Bauern bis 1864 als Leibeigene gehörten. Die Höfe sind von stattlichem Umfange und sparen in keiner Weise mit dem Raum. Selbst auf den Gütern ist der Holzbau durchaus noch nicht überall vom Ziegelbau verdrängt. Die Herrenhäuser machen ebenso wie die Parks nicht immer den Eindruck sorgfältiger Pflege.

Bei manchen Gütern und in der Nähe der Marktflecken, sowie auch der Städte finden sich ländliche Industrien, Brennereien, Motor- und Dampfmühlen, Ziegeleien, Sägewerke, bei Zbiersk eine Zuckerfabrik. Obwohl auch in den Städten Industrie vorhanden ist, geben ihnen ihren Charakter eher die staatlichen Behörden. Im übrigen ist ihr Leben stark auf die Landwirtschaft der Umgebung zugeschnitten, welche an den großen Markttagen wie zu alten Zeiten völlig das Stadtbild beherrscht, zu denen das Landvolk aus weitem Umkreise heranstößt, um hier Ernteerträge und Vieh an die jüdischen Zwischenhändler zu verkaufen und sich mit Geräten und Saatgut einzudecken.

Abgesehen von Kalisch, das heute 55 000 Einwohner zählt, und den Kreisstädten mit Einwohnerzahlen um 10 000, zählen die andern höchstens 4—5000 Seelen. Auch in diesen „Städten“ lebt ein Großteil der Bevölkerung von der Landwirtschaft.

Es ist nicht so bemerkenswert, daß das Gebiet einschließlich der Städte eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von 108 Menschen je km² aufweist. Aber auffällig ist die Tatsache, daß die ländliche Bevölkerungsdichte ohne die Städte sowie unter Ausschluß der Landgemeinden um Kalisch immer noch um 80 Menschen auf den km² beträgt, trotz wenig intensiver Landwirtschaft und trotz des

Fehlens von Industriegegenden. Diese Zahl von 80 Menschen je km² gibt der bauerlichen Ueberbevölkerung des polnischen Landes sprechenden Ausdruck. Es ist bezeichnend, daß auch die waldreichen Gemeinden im Durchschnitt nicht schwächer besiedelt sind. Einen der geringsten Werte (63) weist dagegen die Gemeinde Marchwacz auf trotz ihres hohen Hundertsatzes an Ackerland (82%) infolge eines umfangreichen Gutsbesitzes.

In den Verkehrsbeziehungen des Landes treten Wasser- und Bahnverkehr sehr stark zurück. Ein Flußverkehr ist fast garnicht vorhanden, auf der im Mittelalter noch befahrenen Prosna ist er heute ganz ohne Bedeutung. Auf der Warthe dagegen wird er sich vielleicht nach der geplanten Begrädigung des Flußlaufes heben.

Die einzige vollspurige Eisenbahnstrecke (sie führt von Lodz nach Posen über Sieradz—Kalisch—Ostrowo) erschließt nur die Kalisch-Sieradger Lehmzone und dient vor allem dem Durchgangsverkehr und der Verbindung des Landes mit Lodz und Warschau. Daneben besteht noch eine Kleinbahn zwischen Kalisch und Turek, die die Rübenanfuhr zur Zbierster Zuckerfabrik besorgt.

Erschlossen wird heute das Land durch das Landstraßennetz, das allerdings recht weitmaschig ist; aber hier spielte sich mittels Autobuslinien (des Staates oder jüdischer Unternehmer), die ein- bis sechsmal am Tage alle größeren Landstraßen bedienen, der Personenverkehr und mit Fuhrwerken der Lastverkehr ab. Der Kraftverkehr wird auf den Landstraßen fast allein durch die Autobusse dargestellt, Personenkraftwagen sind immer noch sehr selten, Lastwagen fast garnicht zu bemerken.

Das Landstraßennetz bemühte man sich in letzter Zeit nicht ohne Erfolg durch Befestigung wichtiger Landwege mit aufgeschüttetem Kies zu ergänzen.

Die Kreisstädte Kalisch und Turek bilden die Knotenpunkte des Straßennetzes. Ins Posener Land führen die Brücken bei Kalisch und Peisern, weiterhin bilden an der Warthe eigene Verkehrsmittelpunkte Konin (zugleich Ausfalltor nach Kujawien), Kolo (nach Masowien), Aniesöm, Liebwerder-Warta und Sieradz (ins Lodzer Gebiet und nach Warschau). Bezeichnend und natürlich ist es, daß das Waldland auch von den Straßen soweit wie irgend möglich gemieden oder an der engsten Stelle durchstoßen wird.

Das heutige Gesamtbild des Kalischer Landes wird bestimmt durch die dicht zusammengedängte arme landwirtschaftliche Bevölkerung, geringe Industrie, durchschnittliche Lehmböden unterbrochen von einer nördlichen und einer südlichen Sand- und Waldzone, durch eine im ganzen geringe landwirtschaftliche Kultur (obwohl sie etwas höher als im restlichen Mittelpolen stehen mag) und durch die Mittelstadt Kalisch als Brennpunkt des Wirtschafts- und Verkehrslebens.

Berichte:

Dem deutschen Büchereiwesen im ehemaligen Polen.

Um die Leistungen des deutschen Büchereiwesens im ehemaligen Polen richtig beurteilen zu können, muß man sich die Voraussetzungen klar machen, unter denen diese Arbeit geleistet werden mußte. Es sind vor allem zwei Vorbedingungen, von denen die Büchereiarbeit abhängig war, zum ersten die Haltung des polnischen Volkes und des Staates, zum zweiten die innere Verfassung der deutschen Volksgruppe.

Die polnischen Behörden haben niemals, auch nicht während der Dauer des Paktes von 1934, eine Förderung der kulturellen Beziehungen zwischen den Nachbarvölkern angestrebt, sondern fast immer eine feindliche Einstellung gegenüber den kulturellen Bestrebungen der deutschen Volksgruppe in Polen an den Tag gelegt. Da das Büchereiwesen nach den bestehenden Gesetzen nur vereinsmäßig organisiert werden konnte, waren den Verwaltungsbehörden überreiche Möglichkeiten in die Hand gegeben einschränkende Maßnahmen zu treffen. Als charakteristisch sei erwähnt, daß dem Verbands deutscher Volksbüchereien in Polen, der im Jahre 1927 seine Satzungen ändern mußte, weil sein Arbeitsgebiet sich erweitert hatte, die notwendige Eintragung mit der Begründung versagt

wurde, seine Arbeit germanisierte schwache polnische Elemente und daß er, als das neue polnische Vereinsgesetz von 1932 dies notwendig machte, drei Jahre lang darum kämpfen mußte in das Vereinsregister eingetragen zu werden, was erst durch Entscheidung des Innenministeriums in Warschau gegen die ablehnende Entscheidung des Wojewoden Grażynski erzwungen werden mußte. Diese Haltung spiegelt den Geist wider in dem die Behörden gewillt waren, die bestehenden Gesetze dem Deutschtum gegenüber anzuwenden. Unzählige, sich gegen das Jahr 1939 steigende Schikanen der ausführenden Organe der Verwaltung erforderten stete Gegenwehr, unermüdlichen Neuaufbau des zerstörten, kämpferischen Geist von allen in der Büchereiarbeit Tätigen. Für eine bürokratische Verwaltungstätigkeit war in dieser Arbeit kein Platz, hier wurde von jedem vollster Einsatz der ganzen Person gefordert.

Das Zusammenleben von Polen und Deutschen war von Anfang an mit feindlicher Spannung geladen. Seit Jahrhunderten sieht das polnische Volk, das von dem deutschen ungeheure Werte auf kulturellem und zivilisatorischem Gebiet übernommen hat und den daraus herkommenden Minderwertigkeitskomplex, in Haß und Ablehnung umsetzte, in dem Deutschen den Erbfeind, wie schon das Sprichwort von dem Polen, der nie des Deutschen Bruder sein könne, volksläufig auslegt. Die wenigen vernünftigen Stimmen fanden wenig Widerhall. Diese haßgeschwängerte Haltung steigerte sich in Zeiten politischer Spannung zum deutschen Reiche und Volke zum brutalen Vernichtungswillen, der sich zum Beispiel während der Terrorwahlen von 1930 auch in gänzlicher Vernichtung von Büchereien austobte, 1939 sich zu ständiger Bedrohung und zu Überfällen auf Leser deutscher Büchereien, zur blindwütigen Zerstörung von vier großen Büchereien auswuchs. Gehäßige Artikel in polnischen Tageszeitungen, Entlassungen von Lesern, die man aus den Leserkartotheken der zerstörten Büchereien kennenlernte aus den großen Werken, jetzt aufgefundenen Geheimberichte der politischen Polizei über deutsche Büchereitage, bezeugen, welche Bedeutung man der deutschen intensiven Büchereiarbeit zumah.

Die deutsche Volksgruppe in Polen mußte ihr Schicksal, Träger und Zeuge für den deutschen Leistungs- und Kulturwillen zu sein, unter den schwersten Lebensbedingungen erfüllen. Durch Streitigkeiten der deutschen Politiker zerrissen, durch die verschiedene geschichtliche Entwicklung in drei Staatsgebilden verschieden geprägt, durch die Zerstreuung über den großen Raum vereinsamt und durch keine Gesamtorganisation zusammengefaßt, durch Abwanderung von über einer Million Menschen geschwächt, hat sie doch einen zähen Lebenswillen bewiesen und kämpfend auf einem scheinbar verlorenen Posten ausgehalten, bis der Führer sie heimholte. Innerhalb dieser Volksgruppe sind die Voraussetzungen für die deutsche Büchereiarbeit recht mannigfaltige, da neben fast rein bäuerlichen Gebieten im Osten, in Posen und Pommerellen sozial stärker gegliederte und in Schlesien und Lodz Gebiete mit Arbeiter- und überwiegend städtischer Bevölkerung zu betreffen sind. In Ostschlesien und in Westpreußen (Pommerellen) ist eine stark zweisprachige Schicht mit zu erfassen. Die schulische Vorbildung ist im ganzen ziemlich schlecht gewesen, da im Westen über fünfzig Prozent aller deutschen Kinder, in Mittelpolen über 80 Prozent, in Wolhynien über 65 Prozent und in Galizien über 20 Prozent polnische Schulen besuchen mußten. In Wolhynien, Polesien und im Choler Lande gab es schon erschreckend viele Analphabeten unter den deutschen Menschen, deren Zahl auch in Mittelpolen beträchtlich war. Auch die deutsche Privatschule konnte wegen des vorgeschriebenen Unterrichtsprogramms den deutschen Kindern nur wenig von deutscher Geschichte, von deutscher Kultur, von Märchen, Sage und Lied vermitteln; die öffentlichen Minderheitsschulen mit deutscher Unterrichtssprache hatten zu über 60 Prozent Polen als Lehrer. Die deutschen Kinder in den polnischen Schulen hatten im besten Falle 2 bis 3 Stunden Deutsch als Fach bei polnischen Lehrern. Die polnische Schule war im übrigen ganz nationalpolnisch ausgerichtet. Die fortschreitende wirtschaftliche Verelendung des Deutschtums, die durch die auf die Vernichtung der deutschen Volksgruppe abzielenden Maßnahmen der Behörden und der führenden Schichten des polnischen Volkes hervorgerufen wurde, steigerte die Lebensnot. Zum Lesen gehört aber ein gut Teil Muße, die aus einer gewissen Lebenssicherung fließen muß.

Auf diesem, nur in wenigen Strichen angedeuteten Hintergrund soll die Arbeit des deutschen Büchereiwesens geschildert werden. Daß diese Arbeit für die Deutsch-erhaltung und Deutschtumspflege der Volksgruppe von großer Bedeutung war und daß das deutsche Büchereiwesen in der ersten Linie neben der deutschen Schule kämpfte, ist wohl jedem Leser dieser Zeilen klar geworden. Es ging im Lebenskampfe des Deutschtums in Polen nicht um irgendwelche Verfeinerungen des kulturellen Lebens oder um Verbesserung der Lebenshaltung, sondern um das nackte Dasein überhaupt.

Die deutsche kulturelle Arbeit und die Büchereiarbeit im besonderen konnte nur einen Sinn und ein Ziel haben: den deutschen Menschen in seinem Kampfwillen zu bekräftigen, ihm die Vertiefung in die deutschen Kulturwerte, soweit dies mit dem deutschen Buche möglich ist, zu erleichtern, ihm für seinen Lebenskampf, der nur durch bessere Leistung bestanden werden konnte, die Waffen in die Hand zu geben, die deutsche Sprache zu erhalten. Das deutsche Kind mußte in der Schülerbücherei oder wo dies nicht möglich war, in den Jugendabteilungen der Volksbüchereien deutsche Geschichte, Dichtung, Märchen, Sagen kennen lernen, der Zweisprachige durch das deutsche Buch in der deutschen Sprache und Gesinnung gefestigt werden. Dann aber fiel dem deutschen Büchereiwesen die Aufgabe zu in den Gebieten, wo es kein Radio gab, die Gedankenwelt des Nationalsozialismus, wie sie in den Werken der führenden Männer und in erzählenden Büchern niedergelegt ist, dem deutschen Menschen nahe zu bringen. Da im polnischen Staate nur verhältnismäßig wenig von diesem Schrifttum verboten war, ist dies in breitestem Maße möglich gewesen.

Es wurde schon zu Anfang betont, daß das deutsche Büchereiwesen vereinsmäßig organisiert sein mußte. Aus der geschichtlichen Entwicklung heraus waren zwei Büchereiverbände entstanden: der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen mit dem Sitz in Rattowitz, der als Rechtsnachfolger des Kassighen Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien noch vor der Abtretung Ostoberschlesiens 1921 geschaffen wurde und der seine Tätigkeit von 1926 ab auf Galizien und das Teschener Schlesien, von 1938 ab auch auf das Olsagebiet und Wolhynien ausdehnte, und der 1926 ins Leben tretende Deutsche Büchereiverein in Posen. Während dieser Verein seine Büchereien auf die evang. Pfarreien, die über hundert in Posen und Pommerellen unterhaltenen deutschen Privatschulen, auf die Ortsgruppen der Deutschen Vereinigung und auf die deutschen Genossenschaften abstützen konnte, in Mittelpolen das deutsche Büchereiwesen außerhalb von Lodz in der Art des Wanderbüchereiwesens der Vorkriegszeit ausgebaut wurde, mußte der Verband deutscher Büchereien in Polen oder wie er zuletzt hieß der Verein deutscher Büchereien in Polen unter wesentlich schwierigeren Verhältnissen arbeiten. In Ostoberschlesien und im Teschener Schlesien, später auch im Oslaland mußte die starke Zweisprachigkeit bei Menschen mit einem ausgeprägten deutschen Kulturwillen und Bekenntnis beim Bestandsaufbau der Büchereien berücksichtigt werden. Lehrer, die im Reiche wohl durchgängig als Leiter der kleineren Büchereien tätig sind, kamen in Polen nur in den seltensten Fällen als Büchereileiter in Frage, da sie sonst wegen Verweigerung des Loyalitätszeugnisses für die deutsche Schule verloren gingen. Da die deutsche Volkstumsorganisation Ortsgruppen nicht unterhielt, mußte der Verein die Büchereien nicht nur dem Gesetze nach vertreten, sondern auch errichten, verwalten, ausbauen. Das hatte zur Folge, daß seine Tätigkeit frühzeitig, und bevor im Reiche eine derart straffe Zusammenfassung des Büchereiwesens durch die gesetzliche Regelung herbeigeführt wurde, in der Art einer Büchereiberatungsstelle sich abwickelte, wobei auch der gesamte Einkauf von Büchern, der Bestandsaufbau aller Büchereien, die Herstellung des gesamten zum Büchereibetrieb notwendigen technischen Materials, das Besprechungs- und das Katalogwesen einheitlich und zentral geregelt waren. Da von 1926 ab eine ganze Anzahl aus dem Gebiet stammender Fachkräfte zur Ausbildung an die Berliner Bibliotheksschule gesandt wurden, die nach der Ablegung ihres Examens in die Dienste des Vereins traten, war der intensive Ausbau der Büchereien nach neuzzeitlichen Gesichtspunkten möglich. Es konnte ein Büchereiwesen aufgebaut werden, das von der Schülerbücherei, über die dörfliche und die städtische Bezirksbücherei, die die kleineren Büchereien ihres Bezirkes zu überwachen hatte, bis zur Bücherei für Kunst und Wissenschaft in Rattowitz einheitlich ausgerichtet und aufgebaut war. In Galizien und Wolhynien konnte der Aufbau noch nicht in derselben Straffheit durchgeführt werden, da dafür zu wenig Mittel und fachliche Kräfte zur Verfügung standen und die Entfernungen zu groß sind. Da aber auch dort der Bestandsaufbau zentral durchgeführt wurde und die einheitliche Leitung von Schüler-, Dorf- und Stadtbücherei dadurch gewährleistet war, daß in diesem Gebiet die Lehrer der deutschen Privatschule als Leiter eingesetzt werden konnten, waren die Fundamente des Büchereiwesens in Ordnung. Wolhynien und Oslgalizien sind an Rußland gefallen, damit sind die Bücherbestände und die Einrichtungen verloren gegangen.

Die folgenden Zahlen über die Tätigkeit des Vereins deutscher Büchereien in Polen sind den Jahresstatistiken entnommen, die seit zwölf Jahren in Fragebogenform vom Verein durchgeführt wurden. Da statistisch erhobene Zahlen für den Posener Verein nicht zur Verfügung stehen, muß sich die zahlenmäßige Darstellung der Tätigkeit des deutschen Büchereiwesens in Polen auf den Verein deutscher Büchereien beschränken. Hinter

den Zahlen steht ein zäher, stetiger, alle Hindernisse überwindender Einsatz von hauptamtlichen und vielen ehrenamtlichen Büchereileitern, der diese Arbeit erst ermöglicht hat, es steht aber auch der ungebrochene Kulturwille des gesamten Deutschtums dahinter. Die Zahlen sagen nichts aus über die Qualität der Arbeit, über das Streben im Bestandsaufbau, in der Erschließung der Bestände neuzeitlichen bibliothekarischen Erkenntnissen nachzueifern. Der Verein umfaßte nach der letzten Jahresstatistik vom 31. März 1939:

406 Büchereieinrichtungen mit einem Gesamtbuchbestand von

134 436 Bänden, mit

24 641 eingetragenen Lesern, mit

275 405 Bänden Ausleihe

Von dem Buchbestand sind 62,8% unterhaltenden Inhalts

26,1% belehrenden

11,1% Jugendbücher

Von den Lesern waren

46,7% Männer

28,6% Frauen

24,7% Jugendliche

21,6% der Leser waren arbeitslos

Die Leserschaft und die Ausleihe in den Schülerbüchereien konnte statistisch bisher nicht erfaßt werden.

In dem vom Verein betreuten Gebiet wurden nach der polnischen Zählung von 1931 rund 168 000 Deutsche gezählt, als Schätzungszahl von deutscher Seite können 270 000 Deutsche angenommen werden. Der Durchschnittsbestand einer Bücherei beträgt 331 Bände, daraus geht hervor, daß es sich hauptsächlich um kleinere Dorfbüchereien handelt, die den Hauptteil der Büchereien ausmachen. Auf die Büchereien entfallen im Durchschnitt 60,6 Leser. Nach der polnischen Zählungszahl ist jeder 6,7 Deutsche Leser einer deutschen Bücherei, nach der deutschen Schätzungszahl jeder 10,95 Deutsche. Auf den Kopf des Lesers entfallen 5,45 Bände Bestand, was zu wenig ist. Im Durchschnitt wurden pro Leser jährlich 11,17 Bände ausgeliehen. Jedes Buch wird also im Jahre 2 mal bewegt.

Im den zentralen Aufbau der Büchereien durch den Verein zu belegen, seien einige Zahlen aus den 12 Jahren, in denen Statistiken geführt werden, genannt. In dieser Zeit lieferte der Verein zum Aufbau und Ausbau der Büchereien

144 741 Bände

361 206 Einheiten an Karteimaterial

31 939 Bucheinbände

Es wurden Bücher geliefert für

619 159,58 Zloty, es wurden aus Lesegeldern zurückgezahlt

341 492,71 Zloty

Seit 1926 wurden 3 586 702 Bände ausgeliehen und damit 28 703 616 deutsche Lesestunden ermöglicht.

Seit 1930 wurden im Leihverkehr mit den wissenschaftlichen Büchereien des Reiches an 704 wissenschaftlich Arbeitende 2071 Bände im Ausleihverkehr vermittelt. Dies ist nur eine zusätzliche Vermittlung, da die Bücherei für Kunst und Wissenschaft reiche, ständig weiter ausgebaut Bestände bereithielt.

Die größeren Büchereien besitzen Druckkataloge, ebenso sind die Bestände der Bücherei für Kunst und Wissenschaft durch gedruckte Sachkataloge erschlossen.

Da es in Polen keine deutsche Universität gab, auch ein deutsches wissenschaftliches Institut nicht vorhanden war, hat der Verein sich auch der wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums in Polen angenommen und die Ergebnisse veröffentlicht. Es erscheint die Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Ostdeutschtums die „Deutschen Monatshefte“ im 6. Jahrgang. In der Reihe „Ostdeutsche Forschungen“ erschienen zehn umfangreiche Bände, in der Reihe „Deutsche Gauen im Osten“ 10 Monographien über die deutschen Siedlungen in Polen, in der Reihe „Ostdeutsche Heimatbücher“ 5 Bände volkskundlichen Quellenmaterials aus dem Deutschum Polens, in den „Ostdeutschen Heimatheften“ 12 Hefte, die der praktischen Volkstumsarbeit dienten. Alle diese Forschungen haben bewiesen, daß wissenschaftliche Arbeit volksnah, zeitgemäß und volkspolitisch sehr wichtig sein kann.

Da nun dank der genialen Führung Adolf Hitlers das Deutschum Polens in den Schoß der Mutter Deutschland zurückgekehrt ist, wird auch das deutsche Büchereiwesen, der großen ihm zufallenden Aufgabe angepaßt und in die im Reiche erprobte Form überführt werden. Die während der schicksalsschweren Jahre gesammelten Erfahrungen werden dem Aufbau zugute kommen.

H. R a u d e r.

Buchbesprechungen:

Rudolf Craemer, *Deutschtum im Völkerraum. Geistesgeschichte der ostdeutschen Volkstumpolitik.* Erster Teil. Stuttgart. 1938. W. Kohlhammer, 420 S.

Das Buch sieht die Auseinandersetzungen des deutschen Volkes mit seinen Nachbarn und mit sich selbst, über das Wesen des Volkstums, vom Geistesgeschichtlichen her. Nicht der Volkstumskampf selbst in Siedlung, Wirtschaft, Politik usw. ist Gegenstand der Darstellung, sondern seine Widerspiegelung im nationalen Bewußtsein der führenden Männer, und andererseits die Einflußnahme dieses Bewußtseins auf die Volkstumpolitik. Im Vordergrund steht die Auseinandersetzung mit den östlich benachbarten Völkern, aber auch die westlichen Beziehungen und die Gesamtentwicklung des nationalen Bewußtseins sind mitberücksichtigt. Gegenüber älteren Teildarstellungen ist das Werk Craemers das erste, das dieses Thema wirklich gesamtdeutsch, unter Einbeziehung auch der Volkstumsgruppen außerhalb des Reiches, behandelt.

Die territoriale Aufspaltung der deutschen Geschichte zwang zu einer entsprechenden Anordnung des Stoffes. Die Einleitung behandelt die Grundlegung der Volkstumsverhältnisse durch die ostdeutsche Siedlung, das erste Buch die Zeit bis zu den Freiheitskriegen, getrennt für Preußen und Oesterreich, und mit einem besonderen Abschnitt über die Entwicklung der Volkstumsidee. Das zweite Buch bringt für Preußen und Oesterreich das Geschehen bis 1848 und 1870, für das Deutschum in Ungarn und im Baltikum bis zum Weltkriege. Der zweite, noch ausstehende Band des Werkes soll die Entwicklung im deutschen Reich und in Oesterreich von 1870 bis zum Weltkriege sowie „Volksidee im gesamtdeutschen Denken“ 1815—1918 behandeln. Er dürfte auch eine geistesgeschichtliche Zusammenfassung des Gesamtstoffes bringen. Erst nach Erscheinen dieses zweiten Bandes wird sich die Bedeutung des großen Werkes voll erweisen lassen. Einzuweilen soll nur gesagt werden, daß es eine Fülle von Stoff, teilweise auch aus eigenen Quellenarbeiten, bietet, in dem sich Schritt für Schritt der Gang der großen Geschichte in der Gestaltung des nationalen Denkens der Zeit widerspiegelt. Walter Ruhn.

In der Reihe „Ostdeutsche Forschungen“ erschien das grundlegende Werk über die Ansiedlung der Deutschen in Galizien

Ludwig Schneider

Das Kolonisationswerk Josef II. in Galizien

In diesem Buche werden zum ersten Male die aus den Akten des Bernhardinerarchivs zu Lemberg festgestellten Namen der Einwanderer aus den Jahren 1783/85 und 1803/05 nach den Ansiedlungsorten und, wo sich dies erheben ließ, mit den Heimatorten im Reich veröffentlicht. Dadurch wird das Buch zu einer Fundgrube für die meisten deutschen Familien in Galizien und für viele in der Pfalz, was die Ahnenforschung anbetrifft.

Verlag von S. Hirzel zu Leipzig

Verantwortlicher Schriftleiter: Viktor Kauder, Rattowitz, Emmastraße 12.
Druck: Rattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Akt.-Ges., Rattowitz, Grundmannstr. 12.

Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur

von

Dr. KURT LÜCK

XI, 518 Seiten. 36 Bilder, 5 Urkunden, 2 Kartenskizzen. Gr.=8°, 1938.
Geheftet 12.— RM., in Ganzleinen gebunden 13.50 RM.

Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft
im ostmitteleuropäischen Raum. 7. Band der
Ostdeutschen Forschungen

herausgegeben von

Viktor Kauder

Kattowitz

Auslandsdeutsche Volksforschung Band II, Heft 4: Mit aller Deutlichkeit weist Lück nach, daß es sich bei dem in der polnischen Volksüberlieferung vorhandenen deutsch-polnischen Gegensatz lediglich um Zwangsvorstellungen vom deutschen Wesen handelt, die aus einem verwirrten, aus Haß und Mißtrauen gemischten Gefühl gegen das Fremde entstanden sind und historischer Grundlagen entbehren. Diese verzerrte Kennzeichnung des deutschen Wesens hat dann, wie Lück an etlichen Beispielen im zweiten Teil des Werkes aufweist, weitgehend Eingang in das polnische schöngeistige Schrifttum gefunden, das sie bewußt für propagandistische Zwecke gegen das Deutschtum benutzt hat. Alle Leistungen der deutschen Einwanderung für Polen, die von ernsten, wissenschaftlichen Forschern als solche anerkannt worden sind, wurden in der schönen Literatur in einer der Wahrheit widersprechenden Weise dargestellt, wodurch der völkische Gegensatz im Laufe der Jahrhunderte stets vertieft wurde. Das Ziel Lücks ist es, dadurch, daß er jenen „Mythos vom deutschen Feinde“, der in einer wirklichkeitsfremden, im Gegensatz zur Vernunft stehenden Fiktion seinen Ursprung hat, an der Wurzel faßt, zu seiner Beseitigung beizutragen.

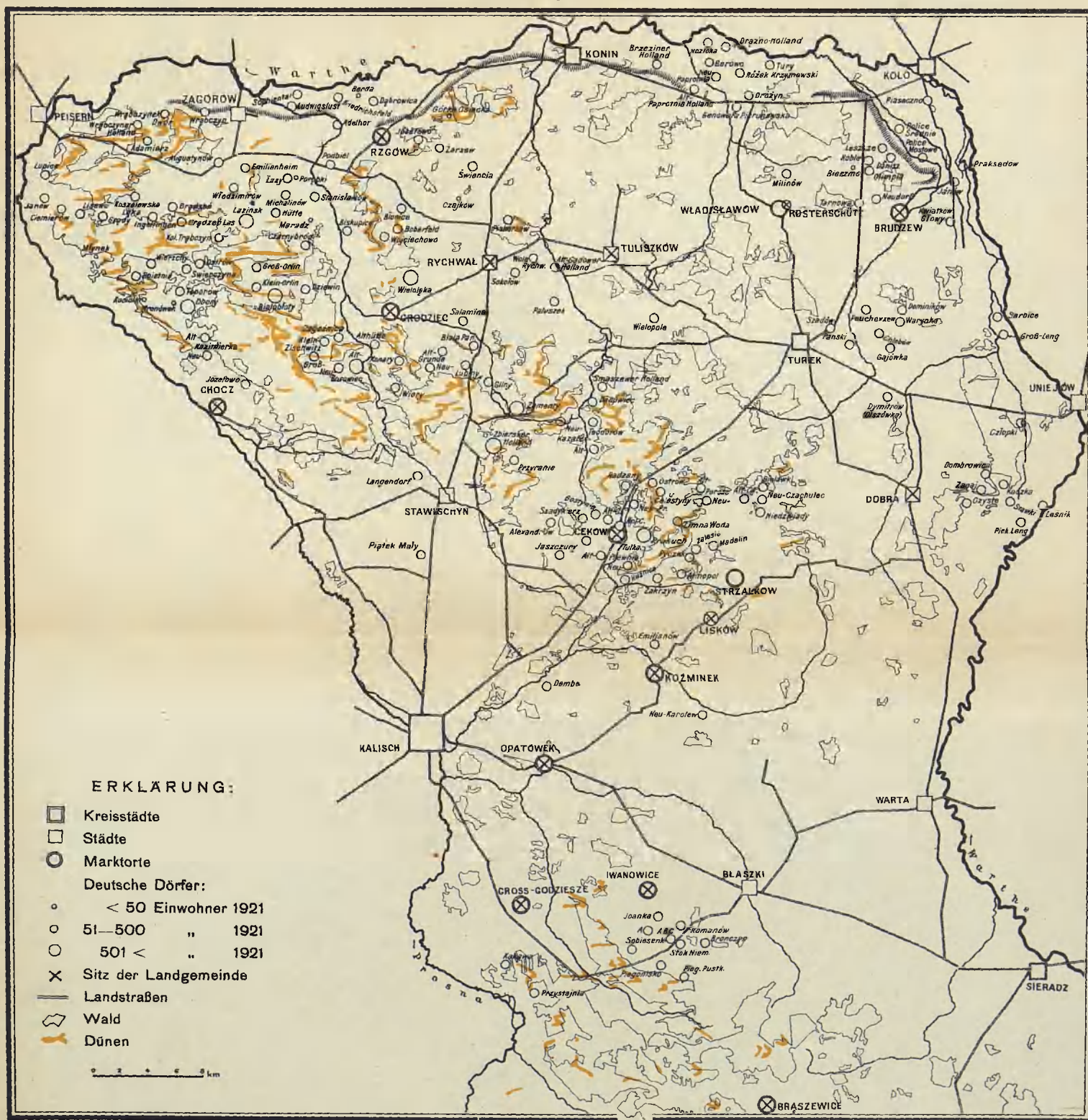
Historische Gesellschaft für Posen, Posen

VERLAG S. HIRZEL • LEIPZIG



DEUTSCHE SIEDLUNGEN UND DÜNENGEBIETE IM KALISCHER LAND

Von DIETRICH REISER



„Deutsche Gaue im Osten.“ Schriftenreihe
herausgegeben von Viktor Kauder, Bd. 11

GOTHA: JUSTUS PERTHES

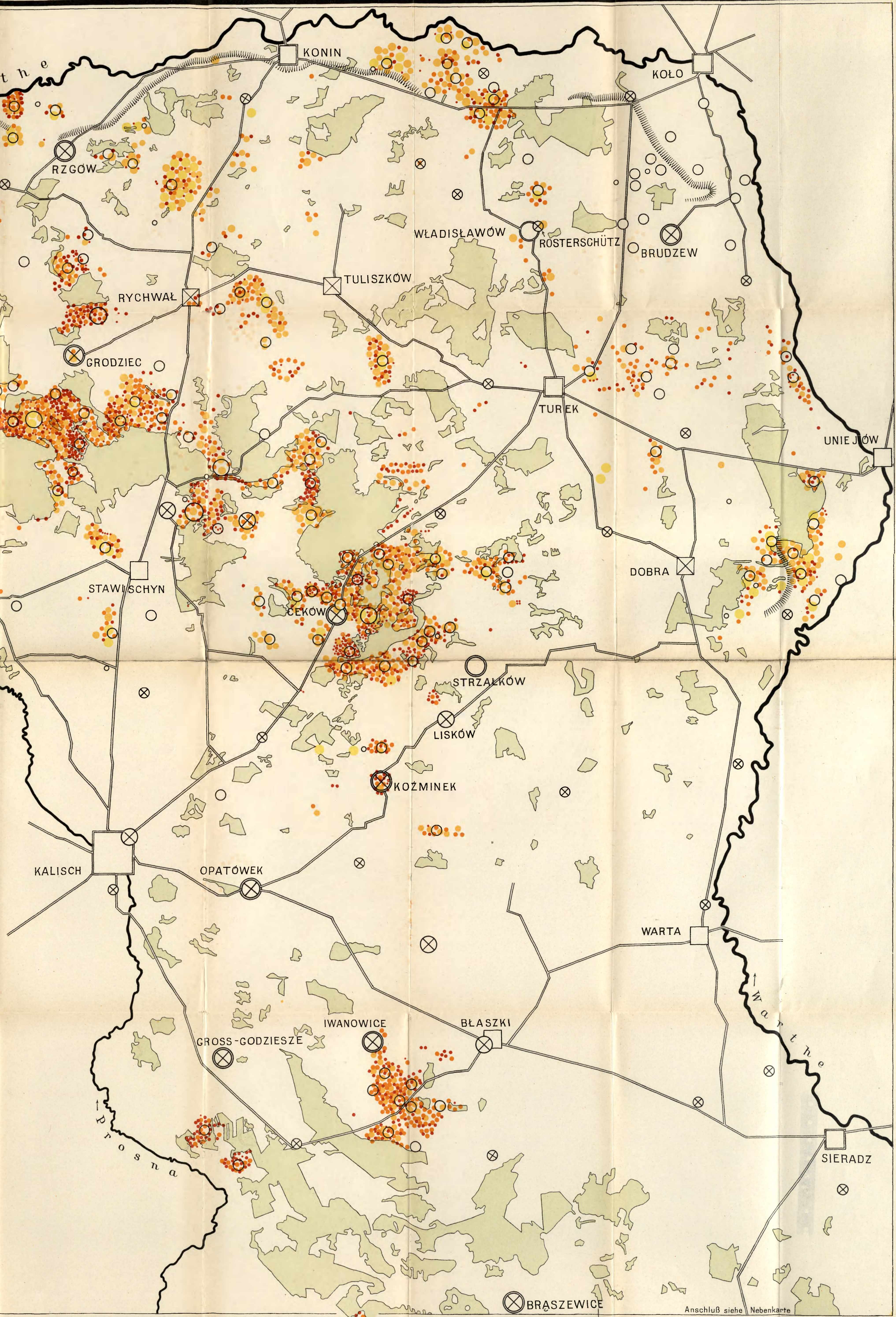
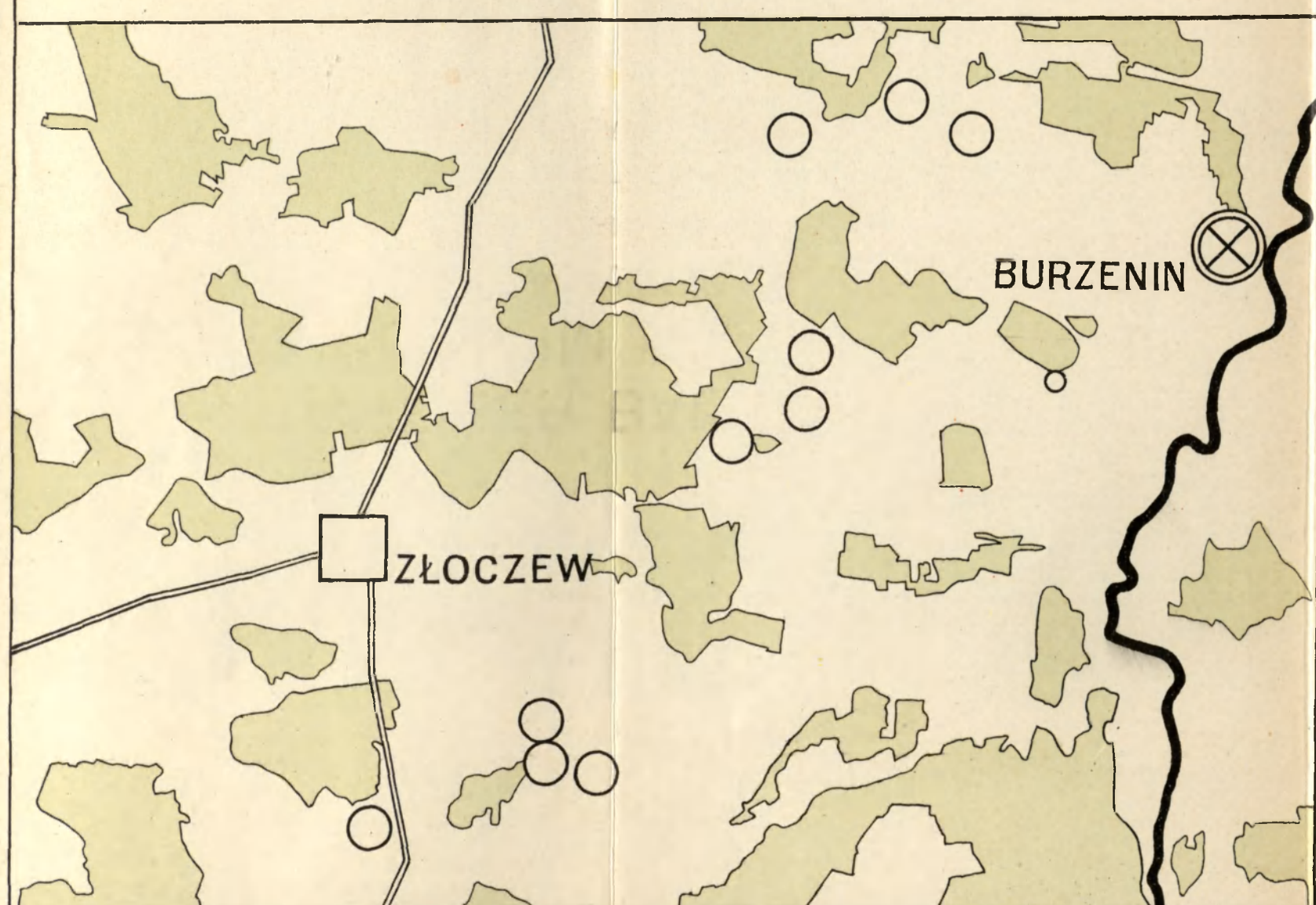
DEUTSCHER BÄUERLICHER GRUNDBESITZ IM KALISCHER LAND UM DAS JAHR 1933 Von DIETRICH REISER

ERKLÄRUNG:

• 0-2 ha, • 2-5 ha, • 5-10 ha, • 10-15 ha, • 15-20 ha, • über 20 ha

- | | |
|---|---|
| <p>□ Kreisstädte</p> <p>□ Städte</p> <p>○ Markorte</p> <p>× Sitz der Landgemeinde</p> | <p>Dörfer:</p> <p>○ < 50 Einwohner 1921</p> <p>○ 51-500 „ 1921</p> <p>○ 501 < „ 1921</p> <p>— Landstraßen</p> <p>■ Wald</p> |
|---|---|

1 2 3 4 5 km



Anschluß siehe Nebenkarte

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000935593



II 4096/1939/1940

Pracownia Śląska